

# Abtanzball

Eine *Pop-Novelle*

von Bernd Lohse

[www.abtanzball.com](http://www.abtanzball.com)

# *Die dankbare Stadt*

# Pampa

---

„Du fährst“, sagte der Hippie. Der Tag war noch jung, ich noch nicht wach. „Der Tag ist jung, hopp hopp, heute gibt's Action“, fügte er hinzu und verließ den Raum. Also stand ich auf, zog mir was über und ging in die Küche. Dort saß er mit seiner Freundin beim Frühstück. Ich goss mir einen Kaffee ein und wollte mir gerade meine erste Zigarette anzünden, als er meinte, ich möge mich beeilen. „Heute steht Gartenarbeit an. Wir müssen Saatgut kaufen, und Gummistiefel für dich. Du fährst.“ Wer sonst, dachte ich. Schließlich war ich der einzige mit Auto in diesem Haushalt.

Ich hatte den Typen einige Wochen vorher kennen gelernt. Er hatte ausgesehen wie ein Mitglied der Hells Angels, mit Bart, langen Haaren und Pilotenbrille. Wir waren ins Gespräch gekommen, über dies und das, irgendwann hatte er mich gefragt, wo ich wohne, ich antwortete, eigentlich in einer WG in der Nähe, aber dort würde ich weg wollen. Der Mensch bot mir ein Zimmer in seinem Haus an, ganz für sich gelegen, inmitten von Knicks, Feldern und Wiesen. Auf halber Strecke zwischen der Stadt und meinem derzeitigen Wohnort. Easy living, wie er meinte.

Also zog ich zu ihm und seiner Braut in ein altes Gesindehaus, drei Zimmer, Ofenheizung, Garten, Komposthaufen, kleiner Stall, ein Bauernhof in der Nachbarschaft. Meinen Raum mit Blick auf Knicks, Wiesen und Kühe strich ich weiß, richtete mich ein, Stereoanlage, Platten, Bücher, Bett und was man so hat und braucht. Baute mein Schlagzeug auf. Ich hatte mich einige Zeit als Roadie bei einer Tanzkapelle verdingt, mir das Set in vielen Wochenendeinsätzen erarbeitet.

Das Pärchen bevorzugte eher dunklere Töne, braune Wände, Hölzer, Berberteppiche. Überall Deckchen, Kettchen, Hippie-Schicksnack. Es roch nach Duftkerzen. Mir egal, dachte ich, solange sie mich trommeln ließen.

Im Gegensatz zu mir waren die beiden Frühaufsteher, er ging ganz in seiner Rolle als Haushaltsvorstand auf. Gab sich mal locker, dann wieder unausstehlich autoritär an der Grenze zum Choleriker. Er teilte Arbeiten ein, zog die Augenbrauen hoch, wenn irgendetwas nicht in seinem Sinne war.

Und das summierte sich. Ich hätte vergessen, Milch zu holen, herrschte er mich eines Abends an. Frisch vom Bauernhof, gegen 18 Uhr könne man in den Stall gehen, sie mit einer Kelle schöpfen, 50 Pfennig pro Liter, ob ich mir das merken könne? „Kenne ich aus dem Supermarkt“, sagte ich. Eigentlich mehr im Scherz, aber er fand das nicht witzig.

Ich würde gerade den Taxischein machen, wollte ich erklären, da könne es schon mal vorkommen, dass die Zeit... Wir hätten alle viel zu tun, unterbrach er unwirsch.

Genörgel mit kombiniertem Liebesentzug, denn wenn ihm was nicht passte, sprach er schon mal ein paar Tage nicht mit mir, seine Freundin hielt sich dann unverbindlich raus.

Zu solchen Gelegenheiten schlich ich durchs Haus, hoffte, niemandem zu begegnen. Gelobte innerlich Besserung, morgen mal Holz hacken. Was ich dann auch tat. Zur Belohnung redete man wieder mit mir, traf sich abends zu „Freak Brothers“-Gesellschaftsspielen und einigen Friedenspfeifen mit Selbstangebautem. Bis der nächste Stress ins Haus stand.

Im April 1979 wurde ich 23. Ich lud zu einer Party mit Funk, Soul und Disco. Kleiderordnung: Jungs im Anzug, Mädels im kleinen Schwarzen. Mal was anderes, dachte ich. Viele kamen, und fast alle hatten sich an den Code gehalten.

Gute Stimmung, nur beim Landmann und seiner Frau nicht.

Die beiden hatten sich zeitig und sichtlich angewidert von so viel Dekadenz zurückgezogen, lauschten in ihrem Schlafzimmer sehr laut der „Rockpalast“-Übertragung eines Johnny Winter-Konzertes, das wohl mehr ihrer Vorstellung von Funkenflug und angemessener Abendgarderobe entsprach.

Die Party war dann auch ganz schnell vorbei.

# Lauf

---

Mein Name ist Bernhard von Demher. Ich wurde 1956 auf der Hammaburg im Stadtteil Rotherbaum geboren, mein Bruder Nikolas drei Jahre später.

Unser Vater hatte eine reizende blonde Dänin aus Tondern geheiratet, einem Ort nahe der Grenze. Was zunächst als reiner Urlaubsflirt begann, entwickelte sich rasch zu einer Affäre. 1953 hielt Vater um ihre Hand an, und Mo ging mit nach Deutschland. Doch mit der Hammaburg mochte sich unsere Mutter nicht so recht anfreunden. Sie wollte lieber in einer kleineren Stadt leben, beschaulicher, übersichtlicher.

Man einigte sich schließlich auf die Mitte zwischen Elbe und dänischer Grenze und so zogen wir 1963 auf die Reinholdsburg, eine Kleinstadt im Herzen Schleswig-Holsteins.

Unser Haus lag an einer langen Allee mit großen Bäumen, ein kleiner Wald war in der Nähe, ein Kanal, ein Bahndamm. Und ein Sportplatzgelände. Paradiesisch für uns Kinder. Wir gewöhnten uns schnell ein.

Kindheit und frühe Jugend verliefen behütet. Mo umsorgte uns liebevoll, konnte aber auch sehr streng sein, wenn sie glaubte, wir hätten den Bogen mal wieder überspannt. Vater war Kaufmann aus Leidenschaft, ein Hanseat alter Schule, der sich als Prokurist in einem Handelskontor unter Kunden und Kollegen viele Freunde erwarb. Er hatte einen feinen stillen Humor, liebte Musik, mochte gern feiern. Das Radio lief bei uns den ganzen Tag.

Bereits sehr früh konnten Nick und ich die Lieder der Beatles mitsingen. In unserer eigenen Sprache, die unsere Mo „Appelquatsch“ nannte, denn des Englischen waren wir Kinder natürlich noch nicht mächtig. Vater machte sich öfter einen Spaß daraus, Lieder umzutexten. Wenn Mo zum Beispiel in der Küche laut „Weiße Rosen aus Athen“ miträllerte, war es nicht unwahrscheinlich, dass er mit einem „Weiße Hosen Propylen“ antwortete, was sie dann kopfschüttelnd zur Kenntnis nahm.

Zu den Beatles gesellten sich die Bee Gees, dann kam es härter. Ich war dreizehn, als ich das erste Mal Jimi Hendrix hörte. Ein Jahr später, 1970, Black Sabbath und Grand Funk.

Dann kam Marc Bolan, T. Rex. Ich war auf einem Gymnasium für Jungen, das Zeug war Mädchenmusik und ich fing an, mich für das andere Geschlecht zu interessieren. Mit 16 hatte ich mein erstes Sexerlebnis. Mit 17 die erste Liebe und eine Welt aus Zucker. Als das Mädchen mit mir Schluss machte, erschien gerade „Quadrophenia“ von The Who. Texte und Musik vermittelten mir zum ersten Mal in meinem jungen Leben, wie es sich anfühlt, Abschied nehmen zu lernen.

1974 entdeckte ich die schwarze Musik. Besonders Curtis Mayfield und Isaac Hayes hatten es mir angetan. Symphonischer Soul. Ich begann, mich wie ein Pimp zu kleiden, schwarze und orange Hemden, oben sehr enge und an den Beinen ausgestellte Flickensjeans, dunkelgrüne lange Cordmäntel, dazu überdimensionierte Sonnenbrillen. Das Geld dafür steckte mir mein Vater zu, die Sachen bekam ich überwiegend bei Einkaufstouren auf der Hammaburg. Und wenn ich damit nach Hause zurückkam, musste ich mich oft vor Mo in Sicherheit bringen.

1975, nach dem Abi, zog es viele von uns, die nicht gleich zum Bund mussten oder an eine Uni wollten, aufs Land. Auch mich hatte es dorthin verschlagen, wenn auch nicht ganz freiwillig. Ich leistete meinen zivilen Ersatzdienst in einer Klinik vor den Toren Kiels ab. In jener Stadt lernte ich ein paar Leute kennen, die allesamt älter waren. Man fuhr umher und suchte nach freien Landhäusern oder Höfen.

1977 tat ich mich mit zwei Typen zusammen, der eine Kindergärtner in einer Rudolf-Steiner-Einrichtung, der andere Student auf Lehramt. Wir fanden ein Reetdachhaus in der Nähe des Wittensees. Zunächst hieß es leben und leben lassen, mehr oder weniger zumindest, bis der Steiner-Fan begann, erste Gesinnungsparolen auszugeben, Lebensmittel, die nicht aus ökologischem Anbau stammten, aus dem Hause zu verbannen. War mir egal. Ihm nicht. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit wies er mich erhobenen Fingers auf die Folgen meiner Ernährungsgewohnheiten hin. Doch ich hatte keine Lust, mir Körnergeschichten anzuhören. Mein Interesse galt anderen Pflanzen.

Zu allem Überfluss zog Anfang 78 auch noch eine Frau zu uns, eine Sozialpädagogin, die der Kindergärtner angeschleppt hatte. Ganz nett anzuschauen, und ich machte den Fehler, es ihr zu sagen. Oha. Das fand sie schon sexistisch, Männer würden sowieso nur das eine wollen und so weiter und so fort. Anklagend wurde aus der „Emma“ zitiert, während der Steiner Brot buk, seine gesellschaftskritischen Vorträge hielt oder verdrossen schwieg. Der Student setzte einen Tee auf. Ich zog mich zurück, las „Herr der Ringe“. In der Küche hörte ich sie politisieren. Diese neue Partei, die Grünen, Problemgesichter im Selbstgestrickten und mit Gesundheitslatschen an den Füßen seien die neuen Hoffnungsträger, wären die politisch korrekten Vertreter unserer Kultur. Im Geiste sah ich meist unvorteilhaft Gekleidete nach und nach die Par-

lamente stürmen, rauf aufs Rednerpodest und dann gegen Atomkraft und alles wird grün und gut. Doch meine Politiker standen auf anderen Bühnen.

Ich war zunehmend weniger vor Ort. Da ich nicht recht wusste, was ich sonst tun sollte, schrieb ich mich an der Uni Kiel ein, Soziologie. Und kam vom Regen in die Traufe. Ich hätte es wissen müssen. Akademische Bärte, Ökos, Aktivisten. Frauen, die nach Patschuli rochen, Achselhaare hatten und ihren Gesprächsbedarf auslebten. Überall Diskussionsmenschen.

Dabei hatte ich schon einen Brot backenden Meinungsterroristen zuhause. Und als Dreingabe eine Angestrenzte, der man nicht sagen durfte, dass man sie hübsch fand.

Ich schmiss das Studium. Nahm Schlagzeugunterricht, übte jede freie Minute. Heuerte als Roadie an, verdiente Geld und hatte Spaß.

Ich hatte genug von der Alternativkultur in den Spätsiebzigern, von gewissen Leuten, in ihrem Sendungsbewusstsein oft noch vernagelter als ihr eigentliches Feindbild, das ach so verhasste Establishment. Ich wollte – wenn überhaupt – die Welt durch Hedonismus verändern, nicht durch Moralinsäure. Und dabei noch gut aussehen.

Scheiß auf Johnny Winter, es lebe Donna Summer.

Hier saß ich nun, mal wieder als Gasthörer im Auditorium eines freudlosen Haushaltes, frustriert nach meiner gescheiterten kleinen Party. Wieder mal in Gesellschaft von Leuten, mit denen ich nichts anfangen konnte. Und die auch nichts mit mir. Umgeben von Knicks, Wiesen und Landschaft.

Hatte ich noch vor Jahren das Kuh-Cover von Pink Floyds „Atom Heart Mother“ als das Nonplusultra zwischen Design und Botschaft betrachtet, nämlich Landidylle mit Stromgitarre als Ultima Ratio, so musste ich mittlerweile beim Anblick von Eutern fast kotzen.

Ich musste da weg. Raus aus der Pampa.

# Welle

---

Ich war Drummer in einer Band, die sich in einem Kellerraum der örtlichen Berufsschule traf. Zum fröhlichen Improvisieren, Can gehörte zu unseren Vorbildern.

Bei uns spielte mein Freund Pauli am Bass, groß gewachsen und kräftig. Hatte er einen Lauf, ein Thema gefunden, so konnte er das Motiv sehr lange sehr taktstetig durchziehen.

Seine Bestform erreichte er auf einer Haschparty, als er im Flur mit entrücktem Blick am Fender Jazzbass ein und denselben Groove stoisch über Stunden wiederholte, zuverlässig wie ein Metronom. Gingst du auf Klo, war Pauli und sein Lauf da. Kamst du wieder raus, immer noch. Wolltest du eine Stunde später in die Küche, musstest du wieder an diesem statischen Tieftonmöbel vorbei. Das war schon Documenta-reif.

Freund Perry spielte eine Stratocaster, ein entspannter, sanfter, eher introvertierter Junge mit Faible für Indologie und einem Hang zu offenen molligen Akkorden, zumindest bis zu den Momenten, in denen er aufs Wah-Wah-Pedal trat, dann war Schluss mit Zurückhaltung. Dann gab es kein Halten mehr.

Unser musikalisches Konzept war simpel: finde ein Thema, baue ein Fundament, gib dem Einzelnen viel Zeit zur Improvisation darauf und genieße gemeinsam die schier endlosen Wiederholungen des spontan Kreierten. Bekiffter Krautrock, eine Hommage an die Magie der Monotonie. Mit Titeln wie „Sweet Chromedioxide“ oder „Dicht am Mikro“. Wir nannten uns „Pulco G.“ – inspiriert durch die „Acapulco Gold“-Tätowierung auf Paulis Oberarm, die er sich in Mexiko hatte machen lassen. So hieß eine bestimmte Grassorte mit exzellenter Wirkung, wie er uns oft und gern versicherte. Der Name war Programm. Und ich der Taktgeber.

Unser erstes und schließlich einziges Konzert war passenderweise ein Auftritt bei einem Benefizkonzert für einen Matrosen, der im Ostblock wegen Drogenbesitzes festgenommen worden war. Dabei beließen wir es.

Musik war stets meine große Liebe gewesen, und diese veränderte sich Ende der Siebziger rapide. Speziell Rockmusik bekam einen gänzlich anderen Sound. Da war eine Band aus London, die sagte, dass diese Stadt rief, das klang roh und hymnisch nach Aufbruch, ich mochte es sofort. Und eine andere, die Sex und Pistolen im Namen führte, von Anarchie redete. Was bahnte sich da an? Eine neue Ära?

In den Musikzeitschriften tauchten sie nach und nach alle auf, diese kurzen zackigen Haarschnitte, junge Typen in nicht mehr ganz intakten Klamotten, Accessoires aus dem Kurzwarenbedarf. Eine aus den Staaten war dabei, deren Outfit dem meinen ähnelte. Denn auch ich trug eine enge schwarze Motorradjacke, tailliert geschnitten. Weiße T-Shirts und Converse-Sneakers, beide Artikel waren überall für kleines Geld erhältlich. Jeans sowieso, nur hatten meine keine Löcher. Und beim Haarschnitt fielen mir die entscheidenden Unterschiede auf: meine waren lang, richtig lang. Außerdem trug ich Koteletten. Deren Haupthaar wiederum sah aus wie ein verlängerter Pilzkopf bis auf Augenhöhe. Auf den Fotos posierten sie vor Mauern, wie es sie in heruntergekommenen Hinterhöfen gab.

In ihrem Hit hieß es, dass irgendein Mädchen ein Punkrocker sei, was zum Teufel war damit gemeint? Rocker kannte ich. Waren Punkrocker deren Nachfolger? In jünger? Konnte ich mir schlecht vorstellen, denn Rocker standen auf lange Gitarrensoli, und die gab es bei dieser Musik definitiv nicht. Im Gegenteil, die Songs wurden kurz angezählt, waren dann auch schon so schnell wieder vorüber, wie sie begonnen hatten.

Ich wohnte immer noch bei den Landfreaks, hatte in der Zwischenzeit meinen Taxischein gemacht, fuhr jetzt die eine oder andere Tagschicht in der Stadt. Mir fiel auf, dass auf dem Marktplatz eine Gruppe dabei war, zahlenmäßig auf die der alteingessenen Freaks aufzuschließen: recht junge Jungs und Mädchen, zum Teil mit Frisuren und in Outfits, die denen aus der Musikpresse ähnelten, wenn auch etwas gemäßiger. Jacketts mit kleinen Stickern dominierten, auf denen Namen wie The Specials standen.

Und dann passierte es.

Ich hatte das Radio laufen, eine Band mit der englischen Bezeichnung für Ordnungshüter wurde angekündigt, ihr Song hieß „Roxanne“. Ich konnte nicht weiter fahren. Ich war elektrisiert. Reggae kannte ich, aber dies war keiner, obwohl, irgendwie doch. Die Gitarre machte nur das Nötigste. Ohne erkennbare Rockattitüde, treibend perkussiv. Die Stimme des Sängers war sehr hoch. Und ich stand auf hohe Männerstimmen. Inhaltlich ging es um eine Käufliche und ihr Make-up, wie ich meinte, verstanden zu haben. Der Song war Pop in absolut neuer Form, dreckig-versiert, die Drums waren atemberaubend in ihrem Wechsel zwischen Polyrythmik und schnellem Voran.

Ich war infiziert. Mehr davon. Sofort. Ich musste die Leute kennen lernen, die dieses Zeug hörten. Die so wie diese neuen Bands rumliefen. Dieses Lebensgefühl verkörperten.

Ich wollte Teil dieser Energie sein, die überall zu spüren war.

Neue Welle. Nicht verpassen.

# Innenstadt

---

In der Burg hatte ein neues Szenecafé eröffnet, das „Manno“. Ich beschloss, mir den Laden mal anzuschauen, verließ das düstere Haus, stieg ins Auto und fuhr los. Auf dem Weg ging mir so einiges durch den Kopf, klar war, dass ich so schnell wie möglich dort ausziehen musste. Ich kreuzte die A7, musste an die Hammaburg denken. Ich erreichte den Vorort, von den Einwohnern Sackhausen genannt, ein trostloses Kaff. Mit schlimmen Leuten. Wenn du als Taxifahrer eine Tour zur „Hollerklause“ oder „Astra-Stuben“ bekamst, dann aber Achtung. Echte Bauernhauer, einem Händel nie abgeneigt. Langhaarige wurden als Sparringpartner gern genommen, man musste überaus diplomatisch vorgehen, wenn man Ärger vermeiden wollte. Kam man rein, hieß es, ob man Indianer sei, oder Turnschuh, oder neu, und ob man Angst hätte. Oder ob man Student sei. Dann ließen sie dich erst mal zehn Minuten vor der Kneipe warten, eine lange Zeit, wenn viel zu tun war. Nur um sich dann für fünf Mark um die Ecke zum nächsten Proletentreff kutschieren zu lassen.

Über die Tangente am Eiderhafen ging es ins städtische Zentrum, kleines Stück geradeaus, dann links, schon war man am Schiffbrückenplatz. Ich suchte einen Parkplatz. Beim Aussteigen hatte ich den Laden schon entdeckt, dachte, aha, hier also, war früher mal das „Holsteneck“, immer für einen Absturz gut. Schlicht eingerichtet, zum Trinken reichten Tresen, Stühle, Tische. Und eine Musikbox, manche Gäste machten sich einen Sport daraus, so oft es ging nacheinander denselben Song zu drücken, „White Room“ von Cream oder „All Along The Watchtower“ von Hendrix. Dies brachte Freddie, den Wirt, dann richtig auf die Palme. Und wenn einige auch noch begannen, sich gegenseitig mit Bier zu überschütten, konnte er extrem böse werden. Derbes Publikum. Jetzt wirkte das Lokal mehr wie ein Treff für nette junge Leute. Aufgeräumt, viele Pflanzen, Riesentresen, Billardtisch, eine Küche mit wechselnden Gerichten.

Es war früher Nachmittag, der Laden war schon recht gut besucht. Rockmusik vom Band lief, nicht zu laut. Ich sah mich gerade nach einem Platz am Tresen um, da haute mir jemand auf die Schulter. Ich drehte mich um. Mein alter Freund Toni grinste mich an, sagte: „Na, alles gut?“ „Und bei dir?“ „fragte ich zurück, „was machst du, ich denke, du bist auf See?“ Wir orderten Kaffee, setzten uns an einen frei gewordenen Tisch. „Habe gerade abgemustert“, meinte er, „und jetzt halte dich fest, die Sensation: Ich gehe mit Moni nach Hamburg! Ich habe einen Platz an der Seemannsschule in Altona bekommen, ich werde Kapitän!“ „Großartig“, erwiderte ich, „das muss gefeiert werden.“ „Holen wir nach“, meinte Toni, „ich habe wenig Zeit, muss gleich rüber zu ihr, Dinge besprechen, Umzug und so.“ „Wann geht’s denn los?“, fragte ich. „Die Ausbildung beginnt im Oktober, aber wir gehen schon zum Juni rüber, haben bereits eine schöne Wohnung in Eimsbüttel gefunden. Du bist dort immer willkommen.“ „Wo wohnt Moni eigentlich?“, wollte ich wissen. „Mühlenstraße“, antwortete Toni, „warst du noch nie da? Zwar klein, aber ein Traum. Können sie ja mal fragen, ob sie schon was in Richtung Nachmieter unternommen hat.“ Als hätte er es geahnt. Wir zahlten und verließen das Lokal.

Der Schiffbrückenplatz trug seinen Namen nach einer Schleuse für Flussschiffe, die es hier vor Zeiten gegeben hatte. Umsäumt von alten Häusern war er jetzt ein großes Parkplatzgelände, nur rechter Hand zur Tangente hin stand noch ein Rest von Grasfläche mit Bäumen und einer Sonnenuhr drauf. Wir sahen eine größere Gruppe von Jugendlichen, die dort abhingen. Es war Frühling, die Sonne schien und die Jungs und Mädels ließen es sich bei angenehmen Temperaturen gutgehen. Im Gegensatz zum Treffpunkt Altstädter Markt dominierten hier gepflegte Kurzhaarfrisuren mit bis in die Wangenpartie fallenden einzelnen Strähnen. Mohärpullover, Jeans und Wildlederslipper bei den Jungs, Pumps und bunte kurze Röcke bei den Mädels. Überall standen teure Rennräder herum, überwiegend der Marke Peugeot. „Die Zeiten ändern sich“, grinste Toni, „Mädchen sehen wieder aus wie Frauen.“ „Was sind denn das für welche?“, fragte ich. „Nennen sich Popper“, antwortete er. „Die neue Kommerzelite“, fügte er hinzu. „Wenn du das sagst.“ „Da gehört“, erklärte er und deutete hinter sich in Richtung Kneipe.

Wir gingen die Hohe Straße rauf, Toni erzählte von der Schifffahrt, schwärmte von Destinationen in Südamerika und wie sehr er sich auf die Schule freute. Am Ende kreuzte die Mühlenstraße, hier befand sich das älteste Areal der Stadt, leicht erhöht liegend. Mit dem Rathaus und seinem gotischen Torbogen, dem Museum, rechts daneben der Altstädter Markt, historische Bürgerhäuser, Geschäfte, Kneipen und Bierkeller, das Zentrum des städtischen Lebens. Links die uralte Marienkirche, umgeben von geduckten Bauten, um einen winzigen Friedhof gruppiert. Dieses Gebiet war alt. Pittoresk. Die Moderne – bis auf den Karstadtkomplex mit angrenzendem Parkhaus zum Eiderhafen – noch nicht angekommen.

„So, wir sind da“, sagte Toni. Wir standen, gleich links von der Hohen Straße kommend, vor einem Fachwerkhäus. Man ging durch einen Torbogen, früher mal für die Maße von Pferdegespannen ausgelegt, an einer Reihe von Briefkästen entlang zur Eingangstür, dort ins Treppenhaus, zwei Treppen rauf nach oben, rechts unter dem Dach wohnte Moni. Tür auf, großes Hallo, lange nicht gesehen.

Moni war das, was man als lebenslustig bezeichnete. War Toni eher schlank und drahtig, wusste sie mit reichlich weiblichen Reizen zu locken, immer für einen Scherz zu haben, wie ihr Freund stets gut drauf. Die beiden waren schon seit Jahren ein Paar, ergänzten einander augenscheinlich perfekt. Ambiente und Einrichtung der Wohnung waren sehr feminin, Antiquitäten, ausgesucht stilvolle Accessoires wie antike Kerzenleuchter, eine Lampe in Art Deco, dunkelgrüne

Teppichware. Zwei nebeneinander liegende, gleich große Zimmer, die zur Straße rausgingen, ohne Tür zwischen dem linken und dem rechten, Dachschrägen.

Kleine Küche mit Dusche und Dachluke, Flur, Abseite, WC auf der Etage, wie sie mir verriet. „Und hinsetzen, Alter“, schmunzelte sie, „sonst wird das hier nichts mit uns.“ Auf meine Frage, wie es mit Nachmietern bestellt sei, meinte sie, ich könne die Wohnung gern haben, sie hätte noch keinen Interessenten, sei ja alles auch noch relativ frisch mit Wegziehen und so, ich solle mal mit dem Vermieter reden. „Kostet 265 Mark warm, soll ich ihn mal anrufen?“ So kannte ich sie. „Moin Herr Fistmann, na? Ich habe gerade einen Freund zu Gast, der interessiert sich für die Wohnung, Sie haben doch noch keinen Nachmieter, oder? Ich reiche mal weiter, ja?“ Klopfenden Herzens griff ich zum Hörer. „Grüße Sie, von Demher mein Name.“ „Oh, hoher Besuch“, sagte er mit einer Stimme, die mir sofort sympathisch war. „So, so, Sie wollen meine kleine Perle mieten, was machen Sie denn beruflich?“ Ich berichtete vom Taxifahren, Musik machen und dass ich demnächst studieren wolle. Schien ihm zu genügen, denn er fragte, wann wir uns treffen könnten, ob es mir am kommenden Tage gegen zehn Uhr passen würde. Ich möge meinen Ausweis mitbringen, dann nannte er seine Adresse und verabschiedete sich.

Wir strahlten um die Wette. „Feier!“, schrie ich. Moni sagte, dass sie was kochen wolle, Toni hatte noch Gras, ich ging rüber zu Karstadt in die Lebensmittelabteilung, kam mit ein paar Köstlichkeiten und einigen Flaschen erlesenen Roten zurück. Die Party konnte beginnen.

Ich verbrachte die Nacht auf der Couch, stand sehr früh auf, verließ das Haus. Ging zum Auto, leicht gerädert, Junge Junge, meine erste eigene Wohnung, ganz für mich allein, und dann noch ein solches Kleinod.

Ich fuhr zu meiner Mo, drückte und umarmte sie, erzählte, frühstückte, duschte, zog ein frisches Shirt an, runter ins Auto, ab zum Klint am Fockbeker See. Hier residierte das gehobene Bürgertum, aber der Mann um die 40, der mir die Tür öffnete, war weder abgehoben noch reserviert, sondern so wie tags zuvor am Telefon: zuvorkommend. Ich dachte, der mag mich auch. Wir wurden uns schnell einig.

Ich unterschrieb den Mietvertrag zum 1. Juni 1979.

**„Ich habe  
mich in dich  
verliebt“**

# Dio

---

„Sieht man dich auch mal wieder?“ empfing mich der Landfreak, als ich am nächsten Tag sein Haus in der Pampa betrat. „Aber nicht mehr lange“, erwiderte ich, ließ ihn stehen und ging in mein Zimmer. Er kam hinterher. „Soll mir recht sein“, sagte er säuerlich, „ich denke, du verschwindest besser, das passt nicht mit uns.“ „Die Miete ist bis Monatsende bezahlt“, beschied ich ihm, „bis dahin bin ich weg, und jetzt lass mich in Ruhe.“

Ich packte meine Sachen. Mit dem Schlagzeug brauchte ich länger. Ich säuberte es akribisch, bevor ich es verstaute. Um mich abzulenken, meine Aufregung in den Griff zu bekommen.

Der Umzug am letzten Freitag im Mai verlief problemlos. Ich hatte einen Transporter organisiert, ein paar alte Roadiefreunde halfen. Moni hatte die Wohnung strahlend weiß streichen lassen, die komplette Küche im bonbonfarbenen Fifties-Look inklusive kleinem Tisch und zwei Stühlen, eine Sitzecke in dunklem Grün mit dezenten schwarzen Streifen, ein Vertiko, bisschen Hausrat für ein Handgeld hinterlassen. „Kommt alles neu“, meinte sie. Das nennt man pures Glück.

Das Bett hatte seinen Platz im linken Zimmer gefunden. Ich ließ alles andere stehen, wo es war und legte mich hin, zollte den Anstrengungen des Umzugs Tribut.

Am nächsten Morgen trieb mich ein Hochgefühl früh raus. Die Sonne lachte. Ich riss beide Fenster auf, genoss den Blick über die alten Dächer, schaute auf das Treiben unten. Aus dem „Come in“ gegenüber erklang ein Lied im Discobeat, von Schulkindern gesungen, die sagten, dass sie keine Erziehung und keinen Sarkasmus im Klassenzimmer bräuchten, mit einem Gitarrenpart, dessen Sound mir bekannt vorkam. Ich ging in die Küche, suchte mir ein Glas, schenkte Wasser ein, zündete mir eine Zigarette an, fahndete nach Duscutensilien und Handtuch. Unter die Dusche, heiß und kalt. Erfrischt dachte ich, erst mal die Stereoanlage anschließen, Rest kommt später, schaute auf die Uhr, ging aus dem Haus, Lebensmittel besorgen, Brötchen holen, wollte frühstücken.

Bepackt mit allerlei Notwendigem wollte ich gerade die Bäckerei am Markt betreten, als gleichzeitig ein Typ raus kam, wir rasselten zusammen. Mussten beide lachen, nichts passiert, alles gut. „Dich habe ich hier ja noch nie gesehen“, meinte er. Junger Schlacks, stellte sich als Klee vor. „Und das ist Dio, meine Freundin.“ Ein ausnehmend hübsches Mädchen, schlank, groß gewachsen, lange braune Haare, dunkle Augen. Ich erzählte ihnen, wo ich soeben eingezogen war. „Und jetzt gibt es Frühstück, oder wie?“, sagte sie. „Leider ohne Kaffee“, antwortete ich.

„Meine Eltern wohnen um die Ecke“, meinte Klee, „wenn du willst, kommen wir mit einer Thermoskanne rüber, ich meine, nur wenn du willst.“

Man staunte über die Wohnung, klasse Lage, meinte Klee. Er hatte auch Musik mitgebracht, hätte er vorhin gekauft, ob er die Scheibe mal auflegen könne. Pink Floyds „The Wall“, die ersten Klänge in meinem neuen Zuhause. Mit diesem Song, den ich vorhin aus der Kneipe hatte schallen hören, „Another Brick In The Wall“. Die beiden boten an, beim Auspacken und Einrichten zu helfen, und ein paar Stunden später stand alles dort, wo es noch eine ganze Weile stehen sollte. Dabei erzählten sie von sich, Klee ging aufs selbe Gymnasium wie ich seinerzeit, Dio war auch noch Schülerin.

Sie berichteten von der neuen jungen Szene, die seit einiger Zeit auf der Reinholdsburg im Kommen war. Von ihrer Musik, Mode, Haare, dass man Seife nehmen müsse, um sie leicht stachelig zu bekommen, wäre bei Regen allerdings nachteilig, sonst Bier, ginge auch, würde auf Dauer nur nicht so gut riechen. „Du machst auch Musik?“, fragte Dio. Ich murmelte irgendetwas Unverbindliches.

Gegen frühen Abend verabschiedeten sie sich, man würde sich sehen, unten auf dem Platz. „Ihr seid hier immer willkommen“, sagte ich.

Ich machte eine Liste von Dingen, die fehlten. Dachte dabei an diese beiden jungen Leute, mochte ihr unbekümmertes Wesen, ihre natürliche Freundlichkeit, die so gar nicht zum Punkimage passen wollte, zumindest nicht zu den wenigen Eindrücken, die ich bisher davon gesammelt hatte. Klee kam eher wie ein sanfter Junghippie rüber, bei ihr war ich mir nicht so sicher, wo ich sie einordnen sollte. Auf der anderen Seite: Was wusste ich schon? War ja auch vollkommen egal.

Einige Tage später rollte das Elternkommando an: Vater hatte eine funkelnagelneue Waschmaschine („Unterstellmodell, mein Sohn!“), einen Kühlschrank und Staubsauger spendiert, Mo mit einem kompletten Geschirr- und Besteckset aus den Fünfzigern („Schönen Gruß von deiner Tante, soll ja auch zum Schrank passen!“) und anderen nützlichen Sachen, Dinge, von denen ich nie gedacht hätte, dass sie mal Sinn machen würden. Oder was sagt man zu einer Butterglocke?

Ich wohnte jetzt mitten in der City. Mein Auto, einen Käfer, brauchte ich nicht mehr. Alles, was ich wollte, gab es um die Ecke. Also verkaufte ich ihn. Ich begann, meine nähere Umgebung zu erkunden. Den malerischen Hinterhof, kopfsteingepflastert, mit Fachwerkschuppen und alten Garagen. Ich lernte meine Nachbarn kennen. Machte den Antrittsbesuch bei Oma Fistmann, der Mutter meines Vermieters, die direkt unter mir wohnte.

Auf meine Bemerkung, dass ich Schlagzeug spiele, erwiderte sie trocken, sie „höre auch ganz gern mal 'n büsch'n Beat“. Stellte mich meinen türkischen Nachbarn gegenüber vor, der Herr des Hauses freundlich-distanziert, Mutter und Tochter hielten sich scheu im Hintergrund. Wir waren die einzigen drei Parteien im Haus, im Erdgeschoss gab es noch eine Gewerbefläche, die leer stand.

Tage später klingelte es an der Tür. Als ich öffnete, stand Dio in ihrer ganzen jungen Schönheit vor mir. Mit einer Blume in der Hand. Ich war mehr als überrascht, bat sie rein, dachte, Mann, ist die hübsch. Leider zu jung. Denk nicht mal dran, von Demher. Hat ja auch schon einen Freund.

„Ich habe ein Problem“, sagte sie ernst. „Welches?“, fragte ich.

„Ich habe mich in dich verliebt.“

Schluck. War das Punk? Direkt drauf los?

Geschmeichelt. Geschockt. Verwirrt. Nein. Das kann nicht sein. Das darf nicht sein. Ein Traum. Ein Albtraum?

„Oder bin ich dir zu jung?“

„Moment, ja nee, wunderbar, aber, was ist mit Klee?“ Himmel! Was sagt man jetzt bloß? Wie viele Situationen gibt es Leben eines Mannes, wo eine Frau... Ich meine, dann noch solch eine. Ich meine. Ich meine gar nichts.

„Da drüben wird immer nur mit mir geschlafen.“

Und du glaubst, das wäre hier anders, so, wie du aussiehst, dachte ich.

Sie wollte aufstehen, sah wütend aus. Ich schnell zu ihr, berührte sie sanft am Arm, schauderte, sagte: „Gib mir eine Sekunde, das zu verdauen, das ist mir noch nie passiert, ich bin komplett durcheinander, klar, natürlich, ich finde dich großartig...“

Weiter kam ich nicht, immerhin lächelte sie wieder, unterbrach mich: „Wo ist denn das Problem?“

„Wie wäre es mit einem kleinen Spaziergang?“, fragte ich zurück.

Unten bat ich sie nach links, an der Eisenbahnstraße wieder links Richtung Schlossplatz, rechts in die Torstraße, links Richtung Untereider.

Schilfbewachsenes Gelände, dahinter lag die Badeanstalt. In der Nähe fanden wir eine Bank, setzten uns. Wir hatten die ganze Zeit kein Wort gesprochen, uns nur angelächelt.

Dann wieder zur Seite geblickt. Wieder angelächelt. Ich hatte mir größte Mühe gegeben, sie auf dem Weg nicht zu berühren, ihr nicht zu nahe zu kommen. Was schwer war. Unendlich schwer war. Und wenn es doch eine flüchtige Berührung gab, war sie wie ein elektrischer Schock.

Warum ich?

„Warum ich?“, fragte ich sie.

„Du hast so küssige Lippen.“

Ich riss sie hoch. Wir küssten uns. Zum ersten Mal. Ich konnte kaum atmen, anschließend. Noch ein Mal. Und noch ein Mal. So kühle Lippen. Sie schloss die Augen dabei. Ich zitterte am ganzen Körper, hormoneller Ausnahmezustand. Ganz weiche Haare. Traumhaft geschwungene zarte Augenbrauen. Und dieses schöne Gesicht, hohe Wangenknochen, volle Lippen. Ihr Atem wie ein Bach.

„Unter einer Bedingung“, sagte ich.

„Ja?“

„Du gehst sofort zu Klee und sagst ihm, was passiert ist.“

„Nein.“

„Dio, hör zu, du musst.“

Jetzt schmolte sie.

„Hör zu, wenn es dir wirklich ernst ist, dann musst du es tun.“

„Ist es dir denn ernst mit mir?“

„Ich bin schon verloren“, sagte ich.

# Sexshop

---

Dio sollte meine erste feste Freundin seit Jahren werden. Hatte ich vorher nur sporadisch Sex gehabt, mich in der Not an Magazine gehalten, so änderte sich dies nun entscheidend. Sie fand ein paar ältere Vorlagen, warf mir vor, es mit anderen Frauen zu treiben, und wenn ich das wolle, was dort gezeigt wurde, bitte schön, das könne ich auch von ihr haben. Bei jeder Gelegenheit fielen wir wie ausgehungert übereinander her, ständig und überall. Dio mochte gefährliche Plätze. „Vielleicht werden wir ja überrascht“, meinte sie, aber das würde ihr wenig ausmachen, Spanner sollten schließlich auch auf ihre Kosten kommen. „Außerdem können die von uns nur lernen“, fügte sie hinzu, wenn ich vorm Spiel in einem Seiteneingang ihrer Schule zurückschreckte.

Ich liebte sie nicht nur deswegen. Ich mochte ihr mädchenhaftes Lächeln, die Art, wie sie noch kleinste Banalitäten in Ereignisse von ungeheurer Tragweite verwandeln konnte. Wir lachten viel miteinander.

Ich mochte die Art, wie sie sich kleidete. Sie hatte eine Leidenschaft für hohe Absätze, die ihre ohnehin schon langen Beine in den Himmel verlängerten („Verstehe gar nicht, wieso die Leute so gucken...“ Nun ja, ich schon...). Dazu kamen hautenge Jeans, Streifenshirts in Pink und Schwarz ohne Arm, Sakko drüber, Sticker auf dem Revers. Und stets wechselnde Kitschkettchen am Handgelenk; ihr Liebling war eines mit Matrosen und Herzchen.

Auch mein Outfit hatte sich verändert. Dio schnitt mir die Haare im Stil des Drummers von Police, ich rasierte die Koteletten ab. Sie meinte, von Typ und Größe wäre ich ihm ohnehin ähnlich, jetzt bräuchte ich nur noch die entsprechenden Klamotten: Ich erstand eine halblange Marinejacke in schwarzem Tuch, Armeehosen und Streifenshirts. Sticker von Bowie und Pop, Iggy Pop. Dio kitzelte meine Eitelkeit.

Sie brachte Musik mit, die ersten beiden Scheiben von Police, Gruppo Sportivo, Cure, Clash, Sex Pistols, Ramones, The B-52s. Ich kaufte ein Tapedeck, nahm alles auf, was mir in die Hände fiel. Auch einiges von Akteuren, die schon länger dabei und trotzdem mitgegangen waren, Bowie, Iggy, Peter Gabriel auf Deutsch: „Du bist nicht wie wir.“

Der intelligente deutsche Punk kam, Bands wie Fehlfarben. Ihr „Monarchie und Alltag“ mit dem phänomenalen „Paul ist tot“. Die Zeile „ich bin mir nicht sicher, ob ich mit dir nichts versäume“ sangen wir uns immer dann gegenseitig vor, wenn wir uns ärgern wollten, necken.

In Wirklichkeit verpassten wir nichts, denn wir hatten uns. Ich fuhr jetzt andere Taxischichten, abwechselnd Tag und Nacht, in der Regel dienstags bis sonnabends, das Geschäft lief gut, ich lernte perfekt Auto fahren. Und vieles über die Untiefen des menschlichen Daseins. Ich hatte sie alle auf dem Nebensitz: Spießler, Alkoholiker, Verdrossene, Verschreckte, Verklemmte, Geizige und Großzügige. Gescheiterte.

Manchmal musste ich mich gewisser Zudringlichen erwehren, das eine oder andere Mal Pöbeleien ob meines Erscheinungsbildes parieren. Egal. Ich tat es gern, ich tat es, um so viel Zeit wie möglich für sie zu haben.

Sie hatte meine Zweitschlüssel, kam nach der Schule, dem Mittagessen und Hausaufgaben, oft wurde ich am Nachmittag davon wach, dass sie neben mir lag. Wenn ich Tagschicht oder frei hatte, blieb sie bis abends um halb elf, dann musste sie los. Ihre Eltern standen unserer Beziehung ob des Altersunterschiedes von sieben Jahren eher skeptisch gegenüber, nannten mich beim Vornamen und „Sie“.

Wie anders, wie entspannt waren dagegen meine Eltern. „Hübsches Mädchen“, meinte Mo. „Vielleicht ein bisschen zu alt“, scherzte mein Vater. Zwinkerte mir zu.

Pauli, der beim selben Unternehmen fuhr, kam öfter zu Besuch. Bruder Nickie tauchte ebenfalls regelmäßig auf. Wie immer im grauen Feinstrick, Jeans, Sneakers und abgewetzter Lederjacke, Kragen aufgestellt. Seine rotblonden Haare trug er wie Bowie in dem Film „Der Mann, der vom Himmel fiel“ – in der Mitte gescheitelt, bis zum Kinn fallend und nach hinten etwas kürzer werdend. Von seiner Statur her war er etwas kräftiger und nicht ganz so lang wie ich geraten; vom Wesen zurückhaltender. Rührte meine manchmal überbordende Emotionalität eindeutig von mütterlicher Seite, kam Nickie mehr nach unserem Vater: unaufgeregt, verbindlich. Unser musikalisches Talent hatten wir ihm zu verdanken, er hatte in den Fifties in einer Tanzkapelle namens Grashoppers Bass gespielt. Eine ganz frühe Kindheitserinnerung war die, wie er am Tisch saß und zu „Blueberry Hill“ von Louis Armstrong fingertrummelte.

Auch Nickie entschied sich für den Bass, schloss sich als Teenie einer ambitionierten Progressive-Rockband an, bekam später ein Angebot eben jener Tanzkapelle, bei der ich dann als Roadie einstieg.

Singen mochten wir beide, Nickie hatte allerdings die höhere Stimme. Er war es, der mit einigem Abstand zum Mikro

„Tragedy“ von den Bee Gees in einer Tonlage heulbojen konnte, die der von Barry Gibb erstaunlich nahe kam.

Wie ich war mein Bruder ein Funk- und Soulfan gewesen; jetzt begeisterte ihn die aufkommende Synthiepopwelle. Visage, Yazoo, Human League.

Seit kurzem war er Barkeeper im „Manno“, und mit ihm wandelte sich die Musikfarbe und das Publikum im Laden: Immer mehr wavige Jungs und Mädels kamen, verdrängten langsam aber sicher die Altfreaks. Eine neue aufregende Zeit war im Anmarsch.

Dios Jahrgang kam auch zu mir, brachte mehr Musik. „Dirk Wears White Sox“ hieß eine Scheibe von Adam And The Antz, der ich auf Anhieb verfiel. Auch, weil Weiß die Sockenfarbe der Stunde war.

Hatten wir mal keinen Besuch, gaben wir uns der Lust hin. Hemmungslos und neugierig. Dio hatte ein neues Spiel erfunden, das sie „Choisissez-vous“ taufte. „Denn, machen wir uns nichts vor, du stehst doch drauf“, behauptete sie. Und das Spiel ging so: Sie ging in einen Sexshop, erstand ein Magazin, zurück in der Wohnung verband sie mir die Augen. Dann sollte ich blind irgendeine Seite aufschlagen, und die entsprechende Szene versprach sie, mit mir so originaltreu wie möglich „nachzustellen“. Wenn’s denn nicht ganz so hart sei.

Mit diesem Kompromiss konnte ich sehr gut leben.

# Tanz

---

Das Frühjahr war immer meine Zeit gewesen. Ich mochte es, wenn die Tage langsam länger wurden, das Licht zögernd weiche Schatten zeichnete, erste Vögel sangen. 1980 kam und Dio wurde 17, an ihrem Geburtstag gab es Kaffee und Kuchen bei ihren Eltern, die mich mit ihrem konservativen Geschwätz nicht nur entsetzlich langweilten, sondern allmählich auf die Palme brachten. Dio merkte das, lotste mich nach draußen vor die Tür.

Wir gingen spazieren, tobten rum, knutschten, ich sagte: „Noch ein Jahr.“ „Dann kann ich da endlich raus“, antwortete sie. „Und kann mit dir zusammenziehen.“ „Wie wäre es mit Berlin?“, schlug ich vor, „da geht alles ab, was wir wollen.“

In Berlin war ich nur ein Mal gewesen, aber ich mochte die Stadt, ihre zerstörte Größe, ihre morbide Anarchie. Bowie war daran nicht ganz unschuldig, 1977 hatte er in der geteilten Stadt „Low“ und „Heroes“ aufgenommen, Berlins dunkle verwundete Schönheit eingefangen. Zwei meiner absoluten Lieblingsalben, ich hatte mir geschworen, sollte ich jemals eine Band gründen, dann würde ich sie „V-2 Schneider“ nennen; nach einem der faszinierenden Tracks auf „Heroes“.

Längere Zeit hatte ich nichts von dem Herren gehört, aber nun, im Frühjahr 1980, kam erst die Single „Ashes To Ashes“, dann das Album „Scary Monsters“. Ich kaufte es sofort nach Erscheinen. Ganz großer Pop. Unsere Hymne wurde der vorletzte Song: „Because you're young, what could be nicer for you...“, wir berauschten uns an uns selbst.

Die nächste Überraschung war Ideal, Berliner Punkpop. Sätze wie „im Hilton miete ich zehn Zimmer, das wollt ich schon immer“ fanden wir schlicht genial, diese lässige Dekadenz. Dieses Bekenntnis zum Spiel mit der formvollendeten Oberflächlichkeit. Ihr Favorit war „Blaue Augen“, denn solche hatte ich und Dio meinte, die Sängerin hätte dieses Lied direkt für mich geschrieben, und wenn ihr die Tante über den Weg liefe, „dann kratz ich ihr die Augen aus.“ Wie passend. Vielleicht sollten wir lieber doch nicht nach Berlin ziehen?

Im April wurde ich 24. Wir waren wieder sieben Jahre auseinander. „Sei doch froh, dass du so eine junge Freundin hast, die das alles mitmacht“, meinte sie, bevor sie auf die Knie ging. Ihr Geschenk.

Tage später, wir lagen gerade faul im Bett, in entspannt nachmittäglicher Stimmung, als es unten auf der Straße schlagartig sehr laut wurde. „Was ist das denn?“, fragte ich Dio. „Hm?“ „Na, das da unten, was ist das für ein Lärm?“ „Warum finden wir es nicht raus?“, fragte sie zurück.

Auf dem Marktplatz rockte eine junge Punkband. Bürger fluchten und suchten das Weite. Drohten mit der Polizei. Von einem Flugblatt erfuhr ich, dass sich das Quartet aus Schlagzeug, Synthie, Gitarre und Geschrei „BäZ“ nannte. „Was heißt das denn?“, fragte ich laut. Einer der Jungs vor mir drehte sich um und sagte: „Bürgerkriegsähnliche Zustände“.

So klang das auch. Der Gitarrist gefiel mir, ein Typ im gelben Neonpullover, er machte einen virtuosen Lärm. „Der Gitarrist ist gut!“, brüllte ich in Richtung meiner Freundin. „Den kenne ich!“, schrie sie zurück. „Woher?“ „Mein Jahrgang! Nennt sich Rollfeld!“ „Wie?“ „Rollfeld!“ „Hä?“ „Er mag Flugzeuge!“ In einer der kurzen Pausen erklang das Glockenspiel vom Rathaus direkt über der Band. Ich dachte, das ist der Krieg: oben beschauliches Bürgertum, unten Agonie.

Das Thema ließ mir keine Ruhe. Ich rief Nickie an, erzählte ihm von der Energie, die ich verspürt hatte, dass mir diese Du-brauchst-nichts-zu-können-aber-das-musst-du-gut-machen-Attitüde imponierte. Ich fragte ihn, ob er irgendwo einen Raum wüsste, Lust hätte, sich mal zu einer Session zu treffen. Ob ich denn was hätte, auf dem man sich eingrooven könne, wollte er wissen. Ich sagte, mir ginge ein Fragment durch den Kopf, „Disco, Pissco“. Über einen Typen, der hilflos in der Disco rumsteht, sich nicht traut, auf die Tanzfläche zu gehen, ein Mädchen, das er gut findet, anzutanzten. Den Text würde ich mehr oder weniger improvisieren.

„Du singst?“, fragte er. „Und spiele Schlagzeug, habe ich zwar gleichzeitig noch nie gemacht, aber egal.“ „Ich habe im Laden neulich so einen Rocker kennen gelernt, der nebenbei Tanzmucke macht“, sagte Nick, „soll ich ihn mal fragen?“ Außerdem hätte der Typ Zugang zu einem Raum, den sich verschiedene Bands teilen würden. „Ich brauche ein kleines Set und ein Mikro, Nick, mehr nicht“, sagte ich. Meine Drums standen noch immer verpackt in der Wohnung.

Einige Tage später fuhren wir in ein Dorf namens Hohn, und ich musste schmunzeln, als ich diesen Namen hörte. Doch hier, in einer ehemaligen Scheune, hatten sich diverse Tanzkapellen gemeinschaftlich, komfortabel und bemerkenswert professionell eingerichtet. Es fehlte an nichts, alles wirkte sauber, gepflegt. Sogar die Aschenbecher waren geleert.

Nickie hatte seinen schwarzen Rickenbacker 5001 Stereobass dabei. Das Teil hatte einen extrem metallischen Sound, wenn man ihn entsprechend einstellte. Der Rocker kam mit pinkfarbener Gibson Flying-V, und ich dachte, das kann ja heiter werden. Das Schlagzeug entpuppte sich als eine wahre Burg von Toms und Becken, ich stellte lediglich Snare und

Hocker auf meine Größe ein, alles andere ließ ich, wie es war.

Ich informierte die Jungs, wie ich mir den Song ungefähr vorstellte, Tune in E-Dur, schnörkelloser Beat auf Toms und Disco-Bassdrum, Snare auf die 4und, Becken lediglich als Signal für den Übergang zum Refrain in A-Moll.

Den Rocker bat ich, jegliches Gegniedel zu unterlassen, nur Rhythmus, Sound könne er beliebig variieren, solange es nicht in Hardrock ausartete. Ob er was mit Punk anfangen könne, wollte ich wissen. „Die können nichts“, meinte er abfällig.

Wir legten los, groovten uns langsam ein. Nach kurzer Zeit und ein paar Unterbrechungen zog ich mir den Mikrogalgen heran und fing an, zu singen. Der Sound war gut, laut, ich hatte Nickie gebeten, keinerlei Hall auf die Stimme zu legen, ich wollte sie trocken. Erst vorsichtig, ein paar Uhs und Ahs und rhythmische Atemgeräusche, um ein Gefühl für die Motorik, der Abstimmung zwischen Drums und Stimmlage zu finden. Dann die ersten Worte: „Du stehst in der Disco rum, wie ein Blöder, ein Idiot. Was machst du hier, was soll das bloß? Fehl am Platz. Besser tot.“ Ha! Ging ab.

Auf die Becken, dann der Refrain: „Disco, Pissco, eins, zwei, drei, wenn alle tanzen, bist du nicht dabei!“ Wiederholung, wieder zurück zum Thema, im Übergang „du nicht, du nicht, du Nichts, du Nichts!“ skandierend.

Nickie grinste und basste den Song mit all seiner Routine, legte ihn tiefer, punktgenau. War ja eigentlich auch ganz einfach. Mehr aus wenigem.

Der Rocker hielt sich wacker, schaute meistens auf seine Klampfe, streute sogar den einen oder anderen Soloton ein, akzentuiert, schien verstanden zu haben. Spaß zu haben.

Damit hielten wir uns eine Weile auf, machten Pause, rauchten eine, wieder ran. Irgendwann war Schluss. Einpacken, tschüs, bis bald, zurück in die Stadt. Auf dem Rückweg meinte Nick, wir sollten dranbleiben.

Zwei Tage später, früher Abend. Ich hatte Dio gerade von der Session berichtet, meinte, da könne was draus werden, als das Telefon klingelte. Der Rocker. Ich rief erfreut: „Hey, alles klar, wie geht’s? War doch geil, oder?“

Doch er sagte: „Aha, der hübsche Taxifahrer, gleich am Apparat, Welch eine Ehre für einen Versager wie mich.“ Ich dachte, bitte, was soll das denn? Der macht Spaß.

Ganz und gar nicht, wie sich im weiteren Verlauf herausstellen sollte: „Der hübsche Taxifahrer meint also, er kann andere Leute einfach so beleidigen, du blödes Arschloch, du verdammtes arrogantes Stück Scheiße, wenn ich dich treffe, hau ich dir auf die Fresse, sei dir sicher!“

Mir schwante etwas. Er musste den Song wohl persönlich genommen haben. Ich war total schockiert, damit hatte ich nie gerechnet.

Dio schaute auf, merkte, dass etwas nicht stimmte. Ich wollte den Typ irgendwie beruhigen. „Hey Mann, das ist nur ein Lied, du bist nicht gemeint, sorry, wenn ich...“ Weiter kam ich nicht, der Kerl steigerte sich jetzt in eine wahre Hasstirade hinein, lief zur Höchstform auf.

Ein paar Minuten versuchte ich noch, gegenzusteuern. Vergeblich. Dann schmiss er den Hörer auf.

„Das ist blanker Hohn“, sagte ich.

„Das ist Punk“, sagte Dio.

Das ist krank, dachte ich.

## Foto

---

1981 waren weitere grandiose Alben erschienen. The B-52s „Wild Planet“, The Police kamen mit „Zenyatta Mondatta“, Orchestral Manoeuvres In The Dark mit „Architecture And Morality“, Heaven 17 mit „Penthouse And Pavement“: ungemein politischer Synthiepop, ein agitatorisches Überholmanöver von links. Titel wie „(We Don't Need This) Fascist Groove Thang“ und „Let's All Make A Bomb“ waren tanzbare Aufrufe zur Gegenbewegung. Gegen Nazis, gegen Arschlöcher. Politik nach meinem Geschmack.

Dazu Ideal mit „Ernst des Lebens“ und Deutsch Amerikanische Freundschaft mit „Gold und Liebe“. Ich amüsierte mich köstlich über Ideals „Erschießen“: „Langeweile killt nur langsam, du wirst sehen es tut uns gut, mir ist heute so gewaltsam, mir ist nach Schüssen heut zumut.“ Dio konterte mit „Feuerzeug“: „Ich spür deinen Atem, die leichte Narkose, ich bin zu allem bereit.“

Police mit ihrer dritten Platte. Ihr Hit „Don't Stand So Close To Me“, in dem ein Lehrer versucht, nicht den Verführungskünsten einer Schülerin zu erliegen, lieferte uns so manche Vorlage für gewisse Rollenspiele. Und der DAF-Song „Was ziehst du an heute Nacht“ machte es auch nicht besser, trug seinen Teil zur Verruchtheit bei. Doch etwas fehlte noch.

Wir sehnten wir uns nach dem Tage, an dem Dio endlich ihren achtzehnten Geburtstag würde feiern können. Bis dahin versuchten wir, den Zeitpunkt ihres allabendlichen Abschiedes mehr und mehr hinauszuzögern. Sie bekam Stress mit ihrem Vater, Drohungen wie Hausarrest wurden laut. Ich konnte nichts machen. Dann war es soweit, sie wurde volljährig. Sie übernachtete die erste Nacht bei mir, wir ließen nicht eine Sekunde voneinander.

Doch es gibt kein Licht ohne Schatten. Die Verdunkelung erfolgte von unerwarteter Seite.

Pauli litt seit einigen Wochen wie ein Hund. Seine Beziehung war vor dieselbigen gegangen. Und die neue Konstellation erwies sich als hoch brisant: Dunja, seine Ex, hatte sich in meinen Bruder verguckt. Und er sich anscheinend auch in sie, jedenfalls waren sie nun ein Paar. Noch teilten sich Dunja und Pauli eine Wohnung, doch das wollte sie so schnell wie möglich ändern. Mein Freund, am Boden zerstört.

Wonnemonat Mai. Pfingsten stand vor der Tür. Meine Eltern in Rom, und ich hatte den 76er Ford Granada 2.3 GL meines Vaters zur Verfügung, hellblau-metallic mit schwarzem Hardtop, ein Coupé. Ein wahrer Bolide amerikanischen Ausmaßes. Am Steuer: King Elvis von Demher. Dio und ich wollten an jenem Wochenende eine Tour ins Grüne machen, doch es sollte anders kommen.

In der Nacht auf Pfingstsonntag klingelte das Telefon. Pauli war dran. Mit merkwürdig unbeteiligter Stimme erzählte er vom „Sioux Club“, einer Disco am Stadtrand, dort hätte er Dunja getroffen, nochmals alles versucht, sie zurückzugewinnen, doch dann sei Nickie gekommen und sie mit ihm weg. Pauli hinterher, und er hätte noch eine Weile vor der Wohnung meines Bruders auf sie gewartet, wenn auch vergebens.

Dio schlief fest, als wir telefonierten, ich war auch nicht wirklich wach, versuchte aber nach Kräften, dieser traurigen Geschichte zu folgen. Zu trösten. Doch ich fühlte mich hilflos.

Am nächsten Vormittag standen wir spät auf. Dio wollte wissen, wer am Apparat und was da los gewesen, ich berichtete, doch war nicht ganz bei der Sache. Irgendetwas stimmte da nicht. Was, konnte ich nicht genau sagen, nur so ein Gefühl. Kein gutes.

Wir hatten nicht viel Zeit, das Thema zu vertiefen, wir mussten uns sputen, waren zum Mittagessen bei ihren Eltern geladen. Mein komisches Gefühl im Bauch und die Tatsache, dass es Innereien geben sollte, brachten mich dazu, nach dem Telefon zu fragen.

Pauli ging nicht ran. Dios Mutter bat zu Tisch. Ich bekam keinen Bissen runter, entschuldigte mich, stand auf, versuchte noch ein Mal, meinen Freund zu erreichen. Ohne Erfolg. Ich überlegte noch, meinen Bruder anzurufen, als ich, einer Eingebung gleich, die Auskunft wählte. Minuten später, während der Mittagstisch mit Blicken in einer Mischung aus besorgt (Dio) und genervt (Mama und Papa) dem Geschehen zu folgen versuchte, hatte ich Dunja in ihrem Elternhaus am Apparat.

„Hör zu, du musst sofort rüber in eure Wohnung. Irgendetwas stimmt nicht mit Pauli. Sofort, hörst du?“

Wir rein in den Granada, Kavaliertart. Kamen fast zeitgleich mit Dunja an. Es war kurz nach zwei. Hektisch öffnete sie die Tür, wir riefen seinen Namen, keine Reaktion.

Pauli lag wie tot auf dem Bett im Schlafzimmer, umgeben von einem Meer aus Pillen- und Tablettenschachteln. Ein Foto von ihr lag auf dem Boden.

„Notarzt!“, schrie ich. Dunja war bereits zum Telefon geeilt. Während ich seinen Atem testete (ganz schwach), versuchte, die Augen zu öffnen (die die Farben des gesamten Regenbogenspektrums aufwiesen), wollte sich Dunja dranhaken, Graspflanzen, die überall rumstanden, zu entfernen. „Lass das“, brüllte ich, „hol Wasser!“ Dio war zur Salzsäule erstarrt.

Wenig später war der Raum voller Sanitäter und Polizei. Check, Gerätschaften, Hektik, kurze Befehle, Abtransport. Die Polizisten wollten noch allerhand wissen, schauten über Graspflanzen und andere Utensilien hinweg, Dunja machte die geforderten Angaben so gut sie konnte. Ich war zu nichts mehr fähig, konnte kaum sprechen, nicht einmal heulen, nur noch zittern.

„Das war verdammt knapp“, beschied mir der zuständige Arzt auf der Intensivstation am Abend. Da lag er nun, schlief fest. Einer meiner besten und engsten Freunde seit Kindertagen. Mit dem ich alles erlebt und geteilt hatte, Comics, das Sammelalbum von Aral zur WM 66 mit einem Bild unseres gemeinsamen Helden Uwe Seeler, Serien wie Raumpatrouille Orion, Die Schatzinsel, Vampirfilme. Mädchen, Hasch, Musik, er war in vielen Dingen der erste, der die entscheidenden Erfahrungen machte, der erste, der neue Klänge entdeckte. Er war es, der mich seinerzeit davon abhielt, die dritte Led Zeppelin zu kaufen, die könne man sich immer noch besorgen, meinte er. Nein, er hätte eine Band in „Musik für junge Leute“ gehört, unbeschreiblich und aufregend anders, die müsse ich haben, unbedingt, jetzt: Kraftwerk. Deren Erstling mit „Vom Himmel hoch“.

Dort wäre er fast gelandet.

„Solche Dinge passieren“, meinte Dio nach meiner Rückkehr aus dem Krankenhaus. „Dass sich jemand wegen einer Frau umzubringen versucht?“, fragte ich ratlos.

„Dass man verlassen wird“, antwortete sie.

# Jäger

---

Nickie war mit neuer Freundin aufs Land gezogen, das Nest lag südlich der Stadt. Bewusst ab vom Schuss.

Pauli blieb ein paar Tage im Krankenhaus, erholte sich etwas, wenn auch nur zögernd. Was Wunder. Ich holte ihn ab, wir umarmten uns lange und ich sagte, er solle ihm und mir so etwas nie wieder antun. „Kein Mensch ist das wert, Pauli!“ Er meinte, er hätte selbst noch nicht ganz verstanden, wie es so weit kommen konnte.

Wir versuchten, ihn behutsam wieder aufzubauen. Langsam, ganz langsam fand er zurück ins Leben. War oft in Tränen. Nickie kam vorbei, die beiden fielen sich in die Arme, heulten wie die Schloshunde. „Ich kann nichts dafür, tut mir unendlich Leid, ich wollte das alles eigentlich nicht, das mit Dunja, aber, was machst du gegen Gefühle?“, sagte Nickie.

Dio warf mir einen vielsagenden Blick zu. Ich hielt mich da raus. Mein Bruder. Und mein anderer Bruder. Zwickmühle.

Pauli löste sein altes Zuhause auf und zog zu einem befreundeten Pärchen.

Dio kam dann und wann auf unsere Situation zu sprechen, in der Nähe gäbe es eine schöne Dreizimmerwohnung, hätte sie gehört, ob wir uns die nicht mal anschauen sollten? „Hier ist Platz genug für uns beide. Mach die Schule zu Ende, dann sehen wir weiter“, meinte ich, wenig begeistert. Ich musste immer wieder an Berlin denken und sagte das auch. „Warum nicht gleich nach London?“, wehrte sie schnippisch ab.

Ich wollte dahin, wo es passierte. Wo Labels wie Pilze aus dem Boden schossen, Fanzines entstanden. Punkkonzerte stattfanden. Wo es Leute wie uns gab. Doch Berlin und London waren weit, noch hieß es, hier auszuharren.

Einen Hauch von England vermittelte der alljährliche Mod-Treff in Eckernförde, Deutschlands Brighton an der Ostsee.

Dort schauten wir im Sommer den Parkas zu, wie sie über ein ganzes Wochenende ihre Version von „Quadrophenia“ zelebrierten. In Pulks auf aufgemotzten Vespas durch die Stadt und an die Promenade knatterten, die Mädchen hinten drauf. Wie sie tranken, rumalberten, posierten, Pillen nahmen, und abends dann die Action abging. Die Mods waren immer stressbereit: Waver wie wir wurden weitestgehend toleriert, Ökos und Hippies schlicht ignoriert, wenn sie Glück hatten. Nur Rocker, das klassische Hassobjekt der Mods, hatten ganz schlechte Karten. Die Polizei bekam dann richtig zu tun.

Oder wir trampelten an die Nordsee, schliefen in den Dünen. Der Sommer 81 war heiß, kühlte im Herbst nur langsam aus. Dio fuhr auf Klassenreise.

Ich verkaufte mein Schlagzeug an den Sohn eines Bundeswehroffiziers, der mit seiner Mutter kam. Ich betrachtete es als meinen Beitrag zum Weltfrieden, wer trommelt, schießt nicht. Sie erstanden das komplette Set mit Hi-Hat, Ridebecken, Zubehör inklusive Cases. Bis auf die vier Crashbecken, Stative, Rototoms, Hocker – und die Fußmaschine für die Bassdrum. Denn diese hatte mir ein Freund vor Jahren direkt von den Ludwig-Werken in Chicago mitgebracht. Nie würde ich mich davon trennen.

Ich hatte einen neuen Plan: wenn Beats, dann im Mix aus Drum-Machine und Standperkussion. Die vier Rototoms, futuristisch anmutende Trommeln, lediglich Chromringe ohne Resonanzkörper in verschiedenen Zollgrößen, mit durchsichtigen Plastikfellen bespannt und durch Drehen variierende Tonhöhen erzeugend, schienen ideal geeignet. Eine neue Snare mit Spezialstativ, das man auf Hüfthöhe einstellen konnte, würde ich mir besorgen. Ich wollte eine aus Stahl, hoch und peitschend im Ton.

Der Winter kam und wurde kalt. Man munkelte, dass sich die Schneekatastrophe, die Silvester 78 und Februar 79 ganze Teile Schleswig-Holsteins unter einer meterhohen Decke begraben hatte, wiederholen würde.

Wir bereiteten uns auf den Jahreswechsel vor. Ein paar Straßen weiter sollte die große Party stattfinden. Motto: „Anyone, Anytwo.“ Hätte von mir sein können.

Dali, ein Künstlertyp, der stets in Schwarz rumlief und am Stadttheater arbeitete, hatte eingeladen. Man solle sich dem Aufhänger gemäß gebührend anziehen, hieß es. Dio also im kleinen Schwarzen und Stiletto, Baron von Demher in Schnallenstiefeln, Levis und Marinejacke. Eine Menge Leute waren gekommen, viele Auswärtige, interessante Frisuren und Outfits waren zu bewundern. Eine Frau aus Berlin legt auf, und zwar nicht nur das ganze angesagte Wave- und Punkzeug, sondern auch meine Teeniehits aus den Siebzigern: Sweet, T. Rex, Alice Cooper.

Ich war fast ständig auf der Tanzfläche. Dio saß den ganzen Abend in der Küche, schien das permanente Kommen und Gehen zu genießen. Ein ständiger Wechsel von Gesichtern und Scherzworten.

Bis auf eine Konstante, die ich schließlich bemerkte: Ein Typ hatte sich zu ihr gesetzt und blieb. Unterhielt sich angeregt mit ihr. Einer, der hier eigentlich so gar nicht reinpasste: Typ Normalo mit einer Wavefrisur, die inzwischen so ziemlich alle trugen, die irgendwie dazu gehören wollten, oben fransig, hinten länger. Typ Golf-Fahrer mit Schnauzer. Mit einem Golf sei er auch gekommen, erklärte er lachend, als ich mich dazu setzte, Dio erst mal abknutschte, um zu zeigen, wer hier der Chef war. Der Typ redete und lachte weiter.

Zu vorgerückter Stunde, lange nachdem draußen Böller und Raketen gezündet worden waren, nach allgemeiner Umarmung und Knutscherei – ich achtete mittlerweile peinlich genau darauf, dass dieser Typ meiner Schönen nicht zu nahe kam – lange nach den Segenswünschen fürs neue Jahr fragte er mich, ob er bei uns übernachten könne. Ich wollte kein Spielverderber sein und sagte zu. Ließ ihn auf der Couch schlafen.

Am Neujahrsmorgen plapperte er munter weiter, lobte Wohnung und Plattensammlung, wollte alles über DAF und Elektro wissen, er selbst stünde mehr auf Johnny Guitar Watson, aber das hier ginge ja auch richtig ab. Schaute immer wieder zu Dio rüber, die mit ihrem Micky Maus-Shirt im Bett geblieben war. Bemerkte dann wohl meine latente Ungeduld, meinte, er würde „uns beiden Hübschen jetzt allein lassen“, und frohes neues Jahr noch und bis bald mal.

„Arschloch“, sagte ich, als er endlich weg war.

„Na na“, meinte Dio.

# Kettchen

---

Der Typ kam jetzt tatsächlich öfter. Da Dio anscheinend nichts gegen ihn hatte, bemühte auch ich mich, nett zu sein. Ließ ihn das eine oder andere Tape aufnehmen (unter meiner gestrengen Aufsicht) und Kuchen holen. Er blieb auch nie zu lange. Kam nie zu oft. Bewies Timing.

Im März schenkte ich meiner Freundin „Pop! Goes The Brain“, die neue Gruppo Sportivo. Zum neunzehnten Geburtstag. Aber das Album zündete nicht mehr richtig.

Sie hatte sich verändert. Sie hatte ihre schönen langen Haare in eine Dauerwelle verwandeln lassen. Ich lästerte, sie schien gekränkt und stand mit eingedrehten Füßen im Wohnzimmer rum, schaute zu Boden. Meinte, sie müsse noch mal nach Hause, ein paar Dinge erledigen. Nach Hause.

Ostern kam früh im Jahr 82, bereits Anfang April.

Sonnabend vor dem Eiersuchen. Ich lag im Bett, abends, wartete auf sie. Sie war überfällig. Ich versuchte, mir nichts dabei zu denken. Trotzdem. Mich beschlich ein merkwürdiges Gefühl. Die Tage zuvor waren für unsere Verhältnisse erstaunlich ereignislos verlaufen, es war kalt und ungemütlich gewesen, wir hatten so gut wie nichts unternommen. Bisschen kuscheln, keine Pläne für Ostern.

Ich versuchte, mich abzulenken. Legte „Heut Nacht“ von Spliff auf, eines unserer Lieder. „Küss mich noch mal bevor du gehst“, und „deine Stimme Sandpapier, warum bleibst du nicht hier?“ Wo wir immer lachen mussten.

Ich war wohl darüber eingenickt, denn als ich mitten in der Nacht wach wurde, das Licht überall brannte, war sie immer noch nicht da. Ich konnte schlecht bei ihren Eltern anrufen, nicht um diese Zeit, klar. Ich versuchte, zur Ruhe zu kommen. Unmöglich. Wälzte mich von einer Seite auf die andere, konnte nicht einschlafen.

In aller Herrgottsfrühe stand ich auf, duschte, zog mir irgendwas an und polterte die Treppen runter. Ich lief los. Hielt unterwegs ein Taxi an, den Fahrer kannte ich nicht, gut so. Gab ihm die Adresse meiner Eltern. Ungläubig öffnete Mo die Tür, noch im Schlafrock, sagte, ich sei zu früh, die Eier noch nicht versteckt. Sah den Ausdruck auf meinem Gesicht, „Junge, was ist denn los?“ Ich hatte allerdings weder Zeit noch Lust auf Erklärungen, bat meinen Vater nur, mir das Auto für den Tag zu leihen, sagte, dass es später werden könne. „Aber dein Bruder kommt nachher doch noch, wir wollten...“ Mo, nicht jetzt.

Ich klapperte die ganze Stadt ab, hielt nach diesem Golf Ausschau, das Nummernschild hatte ich mir bei Gelegenheit eingepägt, auch etwas, was man beim Taxifahren lernt. Nichts von ihm zu sehen.

Zu ihren Eltern. Mutter machte die Tür auf, sichtlich überrascht, nein, Dio sei nicht dort. „Ich dachte, sie ist bei dir.“ Verlierer duzt man.

Wieder in den Ford, wieder die ganze Stadt abgegrast, alle Ecken, Eider, Nord-Ostseekanal, Plätze, an denen wir uns aufgehalten hatten. Nichts.

Zurück in die Wohnung. Nichts. Nur Herzrasen.

Zum Bahnhofsimbiss. Kaffee, Frikadelle. Sonst nichts, nur Zigaretten.

Telefonzelle, bei mir angerufen. Nichts. Ihre Eltern, Vater am Apparat, sehr in Sorge. „Ich rufe die Polizei“, sagte er. „Nicht nötig“, antwortete ich, „ich glaube, es ist viel schlimmer.“ Legte auf.

Inzwischen war es fast Mittag, die Straßen wurden voller. Ich spielte „Straßen von San Francisco“, überholte alles, raste wie der Teufel. Hupkonzert. Meine Ohren taub. Mein ganzer Körper taub.

Ich raste quer durch die Stadt. Ein Mal die Tangente um das Zentrum herum, Höhe Schlossplatz stieg ich voll in die Eisen. Stieß zurück. Bog ein.

Aus den Augenwinkeln hatte ich ihn gesehen. Den Golf. Vor dem „Hospital zum Heiligen Geist“ geparkt. Ausgerechnet.

Ausgerechnet hier. Monis Eltern wohnten in diesem Hospiz. Ihr Papa, der Verwalter. Aus dieser Quelle stammten auch die Antiquitäten.

Ich rannte aus dem Auto, klingelte. Papa an der Tür, hallo, ich drängte ihn zur Seite. Moni kam mir entgegen. Lass mich vorbei.

Auf dem Sofa im Wohnzimmer saß der Typ einträchtig neben Toni. Und grinste. Mir war nicht mal bekannt, dass die sich kannten. Daneben stand Dio, schaute unsicher und betreten in meine Richtung.

An ihrem Blick konnte ich erkennen, dass in der Nacht zuvor mit Sicherheit nicht nur Musik gehört worden war. Diesen Blick kannte ich. Vor nur vierundzwanzig Stunden hatte er ausschließlich mir gegolten.

Dachte ich jedenfalls.

Ich packte sie am Arm und zog sie aus dem Haus, vorbei an irritierten Mienen. Verräterpack.

Zerrte sie zum Auto, stieß sie rein. Wendete, fuhr los, rechts in die Torstraße, links in die Schleuskuhle Richtung Untereider. Wie damals, als wir das erste Mal dorthin gegangen waren. Parkte. Wir hatten bisher kein einziges Wort gewechselt. Wie damals.

Ich stellte den Motor ab. „Wie lange geht das schon?“, fragte ich, um Fassung ringend. Sie schaute mich nicht an. „Ein paar Tage.“

„Wo warst du gestern Nacht?“

„Unterwegs.“

„Ist das dein Ernst?“

„Ich sagte doch, dass ich unterwegs war.“

„Ob das dein Ernst ist, will ich wissen, verdammt.“

„Du kommst doch an noch ganz andere Frauen ran.“

„Steig aus.“ Sie warf die Tür zu. Ich kurbelte das Seitenfenster runter.

Kettchen rasselten.

Ich wartete, bis sie verschwunden waren.

**Flashback.**

**Kam.**

**Ging.**

# LSDay

---

Die folgenden Tage wie unter Schock. Man sprach zu mir, wollte mich trösten. Doch ich hörte nichts, verstand nichts. Ich fuhr mit meinen Eltern nach Dänemark, verbrachte meinen sechszwanzigsten Geburtstag bei Verwandten. Liebe Menschen, die sich rührend kümmerten und nicht viele Fragen stellten. Die mir zu essen anboten, doch ich hatte keinen Mund.

Zu trinken, doch mein Aggregatzustand war weit unter Null, jede Flüssigkeit wäre sofort zu Eis gefroren.

Wieder zuhause packte ich ihre Sachen zusammen, nur ein paar mädchenhafte Kleinigkeiten, Lippenstifte, einen BH. Rief ein Taxi, wollte sie aus der Wohnung haben, zu ihren Eltern schicken. Nutzte die Gelegenheit und bat um Verlegung in die Nachtschicht. Von der Dunkelheit versprach ich mir Linderung. Nachts war mehr los, mehr zu verdienen. Mehr Ablenkung durch all die irren Fahrgastzombies, gierige Könige und Königinnen der Nacht auf ihrem bizarren Ritt von einem Amusement zum nächsten. Ich fuhr wie betäubt, war froh, nicht allein sein zu müssen.

Läden wie das „Manno“ oder andere, wo ich sie vermutete, steuerte ich grundsätzlich nicht an, wenn von dort über Funk eine Tour kam. Dennoch ließ es sich nicht vermeiden, dass vereinzelte Stimmen mit Informationen an mein Trommelfell drangen, die Welt war klein hier.

Sie war nicht weit weg.

Sie war mit ihrem neuen Typen in jene Dreizimmerwohnung gezogen, die sie sich mit mir hatte ansehen wollen. Somit ließ sich die erste Begegnung nach unserer Trennung noch schwieriger umgehen. Irgendwann würde es soweit sein.

Tage später lief ich ihr buchstäblich in die Arme.

Ich wollte gar nicht erst betretenes Schweigen oder ähnliches aufkommen lassen, auch nicht wissen, wie es ihr ginge oder was auch immer. Ich fragte sie einfach, wo das Arschloch sei. „In der Woche ist er nie da“, sagte sie. Es, bitte. Sächlich bleiben, bitte. Nicht die, nicht der, sondern das Arschloch. „Was machst du hier eigentlich mitten am Tag?“, fragte ich. „Ferien“, meinte sie. „Du hast noch meine Schlüssel“, sagte ich tonlos.

Bevor sie reagieren konnte, schenkte ich ihr ein zerbrochenes Lächeln, ließ sie stehen und ging.

Pauli besuchte mich an einem verregneten freien Tage. „Wann fährst du wieder?“, fragte er. „Übermorgen“, sagte ich lustlos. „Trifft sich gut“, meinte er, „ich habe was für den Kopf.“ „Ich brauche was fürs Herz, Bruder.“ „Universalmittel“, grinste er und fragte mich, ob ich schon was gegessen hätte. „Du meinst, wann das letzte Mal?“

Wir gingen zum Griechen. Als ich zum Gyros Bier ordern wollte, winkte Pauli ab. „Nicht heute.“

„Puh, fast geheilt“, bemerkte ich nach dem Essen. „Auf zum Nachtschicht“, meinte Pauli lächelnd. „Lass uns zu dir gehen.“

Oben angekommen nahm er ein Stück Papier aus der Tasche. Packte ein kleines rotes Etwas aus. „Kalifornischer Stern“, erklärte er und schaute mich abwartend an.

Ich hatte vorher nur ein, zwei Male LSD probiert, Pauli war da wesentlich erfahrener. Wichtig war, dass man nicht allein, sondern stets in Begleitung auf die Reise ging. Da man nie wissen konnte, wie rein das Zeug war, sollte man den Trip auch möglichst in der freien Natur antreten, nicht in einer Stadt mit ihren Menschen, Gestalten und Gerüchen, ihrer Kakophonie aus Lärm und Bewegung, Lichtern und Farben. Jedes noch so winzige Detail konnte auf Acid zur lebensbedrohlichen Gefahr werden, zum Horrortrip ausarten.

„Geteiltes Leid ist halbes Leid“, sagte ich.

„Gut, dann stell die Klingel ab und zieh den Telefonstecker raus.“ Ich tat wie geheißen. Pauli teilte den Stern und wir warfen je eine Hälfte.

Anfangs breitete sich warme Euphorie aus.

Dann spürte ich, wie sich mein Körpergefühl veränderte, sich die Nervenenden auf Empfang geschaltet hochstellten, wie Seegrass im Meer den Wellenbewegungen folgend, mit der Strömung in einem leichten anmutigen Tanz von links nach rechts, vor und zurück.

Das hereinflallende Licht wehte wie ein weißer Wind durch den Raum, tauchte alles in Milch.

Dann kamen die Farben.

Das Hemd meines Mitreisenden, eine rosa-schwarze Collage aus stilisierten Saxophonen, Drums, Mikros, Gitarren und Dreiecken begann erst langsam, dann schlagartig in einer ungeheuren Kaskade zu explodieren, wabernd zu mäandern, fließende, quallig anmutende Lebensformen anzunehmen, die sich in einer rasenden Rotation ständig neu gebaren. Ich stand auf und fand den Weg zum Tapedeck.

Vor Tagen hatte ich das Debütalbum des 1. Futurologischen Congress, „Schützt die Verliebten“, aufgenommen. „Nur mit dir“, der zweite Track, war pures Synthiepopdynamit mit ungeahnt textlichem Sprengstoff. „Ich seh dir ins Gesicht, mein Herz verträgt es nicht, wenn du so verloren bist, verloren bist. Ich spüre deine Haut, ist angenehm vertraut, die Welt ist rundum bunt, rundum bunt.“

Ich sank getroffen auf die Knie, nur um vom Refrain noch schwerer erwischt zu werden: „Ich komm mit dir, nur mit dir allein. Ich will mit dir, nur mit dir allein.“

Und die zweite Strophe zielte genau auf mein blutendes Herz: „Nur in meinen Träumen, meinen Fantasien, will ich nicht leben, bin ich allein. Nur mit meinen Worten will ich nicht reden. Ich will verstehen, spüren durch die Haut.“

Der Song war meiner. Seine Wahrheiten zerrissen mich wie ein Stück Papier. Auf den Pergamentfetzen meines Lebens standen die Worte Mann und Frau. Da war ein brennendes Verlangen nach Einheit, da war die lodernde Erkenntnis aller ewigen Zusammenhänge zwischen Liebe und Hass, Einheit und Trennung, Geburt und Tod, Schöpfung und Vernichtung.

Das große allumfassende Verstehen ließ mich wie eine Rakete meinen Körper verlassen, ich spürte, wie ich mich aus seiner Hülle löste und zu Ihm, meinem Schöpfer in die grenzenlose Unendlichkeit Seiner Güte und Liebe wollte ich raste raste und da war kein Boden mehr und keine Haftung und kein Halten und immer schneller schneller schneller noch schneller und im Zeitraffer all meiner Erlebnisse und Erfahrungen und Gefühle und Empfindungen im Überlichtfahrsstuhl hinauf und ich nur noch ein schreiendes weinendes Nichts im All und Alles und plötzlich eine entsetzliche alles verzehrende Todesangst.

Kurz bevor ich den Verstand verlor, spürte ich, wie mich jemand verfolgte, wie ein zweites Raumschiff hinter mir herjagte, mich knapp vor dem entscheidenden Moment der endgültigen Auflösung im Nichts einholte und abfing.

Direkt hinter mir in dieser kollabierenden Unendlichkeit fühlte ich meinen Freund Pauli, er war neben mir, griff mich zuckendes kreischendes Bündel und brachte mich zurück.

Ich fand mich auf einem Sessel sitzend wieder.

Ein langer wehmütig klagender Ton erklang von irgendwo her.

War ich das? Kam der von mir?

Wir sprachen ohne Worte. Schauten uns nur an. Verstanden einander ohne Zungen. Blickten uns in die Augen. Spiegel unserer jungen Seelen und doch schon so alt.

Am späten Abend überließ mich Pauli einer erschöpften Stille.

Von Zeit zu Zeit flackerte der halbe Stern wie ein Irrlicht wieder auf, verlosch dann. Irgendwann ging ich unter die Dusche, putzte ich mir die Zähne. Machte mir die Haare. Zog Springerstiefel, schwarze Jeans und ein graues T-Shirt mit dem Schriftzug „Erschießen“ an, die Marinejacke drüber. Ein Glas Rotwein, Zigaretten. Wieder ein Flashback. Kam. Ging.

Ich verließ das Haus, es war mitten in der Nacht, die Kirchturmuhren schlugen zwei. Ich ging durch den Torbogen des Rathauses, bog links in den Gang bei Karstadt ein, oben rechts um die Ecke an geparkten Autos vorbei bis zur kleinen Passage, die zur Verladerrampe führte.

Totenstille.

Laternen tauchten das Parkhaus in gleißendes Licht, das Ensemble wie ein gestrandeter Albtraum. Gegenüber, hinter einem im tiefen Schatten liegenden Fahrradstand, eine Mauer mit ihrem Haus dahinter. Ich kletterte drüber, wieder ein

Flashback, kam, ging. Eine kleine Treppe führte zu einer Hintertür, intuitiv wusste ich, die linke Wohnung war ihre.

Alles dunkel.

Ich klopfte an das Fenster, erst leise, dann etwas lauter. Von drinnen waren tapsende Schritte zu hören. Sie öffnete, kam raus, gleichzeitig ging ein Fenster über uns auf. „Du bist es“, sagte sie. Das Fenster wurde wieder geschlossen.

„Wolltest du deine Schlüssel holen?“ Sie blinzelte verschlafen.

„Du bist der Schlüssel“, flüsterte ich und zog sie an mich.

„Du bist alles, was ich immer wollte.“ Ein ganz kurzer Widerstand, dann glitt sie in meine Arme. Wir küssten uns.

Flashback. Wir küssten uns.

„Komm“, sagte sie.

Wir liebten uns. Wie nie zuvor. Und niemals wieder.

Ich hielt sie die ganze Nacht. Sie schlief fest und friedlich, und als der Morgen graute, tat ich es ihr unruhig gleich.

Irgendwann wachte ich auf, der Platz neben mir war leer.

Von irgendwo waren plätschernde Geräusche zu vernehmen, und es roch gut.

Mein Blick fiel auf ein antikes Tischchen, eine gerahmte Fotografie, ein Bild von ihm mit ihr. Ich schnellte hoch, hatte mich gerade angezogen, da kam sie aus dem Bad, sah mich an, lächelte ihr duftendes Lächeln und wollte sich an meinem Reißverschluss zu schaffen machen.

Ich nahm ihre Hand und drückte sie weg.

Legte ihr zwei Finger auf die Lippen.

Musste ein tiefes Schluchzen unterdrücken, das sich Bahn brechen wollte. „Gib mir die Schlüssel zurück“, brachte ich heraus.

Hastig verließ ich das Haus durch den Vordereingang.

Ich wollte nicht, dass sie meine Tränen sah.

Flashback. Kam. Ging.

# Wasser

---

Der Kummerkenner unterscheidet bei der Ausdruckverleihung seines Schmerzes formell drei Varianten: das plötzliche Aufjapsen, verursacht durch stechendes Weh, das immer und überall da ist und irgendwann ungesteuert raus will, einem Rülpsen vergleichbar, je nach Anlass und Umgebung auch gern mal deplaziert wirkend.

Ein unentwegtes Weh wiederum, das durch gezielte Aktionen noch aufgehübscht werden kann, und da wären wir beim zweiten Modul: das vorbereitete Aufheulen. Dies will durch Selbstmitleid fördernde Faktoren eingestelt sein. Entscheidend wichtige Aufbauhilfe leisten hier traurige Songs. Hilfreich kann auch eine wie ferngesteuert anmutende Rückkehr an gemeinsam mit der oder dem Liebsten frequentierte Plätze der Vergangenheit sein, also eine Art motorischer Suhlung. Oder man erhält Unterstützung durch olfaktorische Kollegen, das klassische Düfteding – sprich: die Wiedererkennung von Parfüms, oder vermeintlich vertraute Gerüche beim Touchieren von Häuten und Haaren. Letztgenannte verlaufen allerdings oft ungesteuert, Düfte, Häute und Haare finden dich, auch oder gerade, wenn du sie nicht wirklich suchst, sind fast immer reine Zufallsbegegnungen.

Die dritte Variante ist zwar die mit Abstand leiseste, mit kleinen Ausnahmen wie leichtes Aufstöhnen oder Anflügen zarten Wimmerns, doch zugleich für Körper und Geist die gefährlichste: das permanente Hineinfressen, langsam, stetig, unaufhaltsam, als würde man einen Tunnel ins Dunkle bohren, ohne Chance auf Licht am Ende.

Alle oben genannten Arbeitsgänge werden von Kummerkennern gern mit der Hoffnung verbunden, verlorene geliebte Wesen würden sich entweder durch direktes Zeugnis oder durchs Zutragen Dritter über die Leiden der Verlassenen irgendwie beeindrucken lassen und irgendwann zurückkehren – eine beinahe religiös gefärbte Schmerzergänzung.

Summa summarum tun alle beschriebenen Facetten wohligh weh.

Es ist gar nicht so einfach, den geeigneten Platz zum Heulen zu finden. Die eigene Wohnung böte sich an, doch dies wäre fast zu einfach. Draußen dagegen muss man schon genau hinschauen, um eine entsprechende Location zu finden, schließlich handelt es sich – zum Beispiel beim vorbereiteten Aufheulen – um eine sehr intime Angelegenheit. Es sei denn, man hat exhibitionistische Züge, dann ist es egal wo.

Ich kombinierte zunächst die erste mit der dritten Variante. Hineinfressen, dann plötzliches Aufjapsen, das mir wie ein Tourette-Syndrom vorkam, so unerwartet und zwanghaft erschien es bei unpassenden Anlässen: beim Bezahlen an Supermarktkassen, bei Besorgungsgängen die Hohe Straße hinunter, beim Taxifahren: ein kleinwüchsiger Fahrgast im Anzug hieß mich, an seinem Vorstadtbungalow angekommen, vor seinen beiden Garagen das Fernlicht aufzublenden. Ich dachte noch, er bräuchte Hilfe beim Finden seiner Haustür, war nichts ungewöhnliches, kam öfter mal vor. Doch dies war schon merkwürdig, denn der Vorplatz war von vier geduckten Ecklaternen eigentlich recht gut ausgeleuchtet. Eigentlich. Doch auf das Folgende war ich nicht gefasst: mit einem angeekeltem Seitenblick, mich von oben bis unten verächtlich musternd, rief der kleine Mann: „Soweit wirst du es nie bringen, du Penner!“ Normalerweise hätte ich ihn daraufhin unsanft aus dem Wagen befördert, war auch nichts ungewöhnliches, kam öfter mal vor. Stattdessen entrang sich meiner Seele nur ein sonderbares Hochheulen und der Zwerg stieg mit einem triumphierenden Grinsen aus. Er hatte mich gänzlich unvorbereitet unter der Gürtellinie touchiert, ich lag in jeder Beziehung am Boden.

Meine türkischen Nachbarn hatten, was mir einige Zeit entgangen war, einen Sohn. Ein freundlicher junger Mann, der sich sofort bereit erklärte, bei der Renovierung zu helfen. Ein ganzes Wochenende strichen wir alle Flächen in einem Eierschalenton, ob nun Türen in Lack oder Wandfarben auf Putz. Bei der Arbeit, als ich merkte, dass ein Piepswimmern auf Durchbruch lauerte, fragte ich ihn, ob man einer Frau, die einen betrogen hatte, trotzdem vergeben und sie zurücknehmen solle. „Bei uns nicht“, antwortete der junge Türke kalt.

Ich entsorgte meine Pflanzen. Hatte ich vorher schon keine Bilder an den Wänden gehabt, überlegte ich nun, ob ich den Satz „Young girl (get out of my mind)“, den Titel eines meiner Kindheitslieblingslieder von Gary Puckett & The Union Gap aus den späten Sixties über eine ganze Wand im Schlafzimmer filzstiften sollte. Ließ es aber, es war alles so schön jungfräulich warmweiß geworden.

Bei einem Trödler erstand ich vier alte Kandelaber, bestückte sie mit weißen Kerzen. Besorgte mir Ytong-Steine, stellte die Leuchter drauf und verteilte sie strategisch so, dass sie die Wohnung in eine Kathedrale der Besinnung verwandelten. Elektrisches Licht nutzte ich kaum noch, hatte sowieso nur nackte Glühbirnen in Flur und Küche von der Decke herab hängen, die beiden Zimmer wurden von Bodenscheinwerfern ausgeleuchtet. Doch ab sofort wurden diese Quellen von Kerosin abgelöst.

Mein Mitkummerkenner erschien eines Tages mit einer pressfrischen Platte, soeben veröffentlicht und gleich bei

„Membran“ erworben, wie er mir erzählte. Noch während des Hörens tapete ich Roxy Music's „Avalon“ – und unser Schmerz bekam die Eleganz alter Schule. 1974 hatte ich einem Konzert der Band auf der Hammaburg im CCH beigewohnt; Sänger Brian Ferry trug eine SA-Uniform und kehrte uns während der gesamten Show den Rücken zu. Doch mit „Avalon“ hatte er sich Menschen wie Pauli und mir zugewandt, Songs wie „The Space Between“, „Take A Chance With Me“ und „True To Life“ waren wie das ganze Album tröstende Stimmen in der Nacht, sprachen wie Mütter zu uns. „Nie wieder, Pauli“, sagte ich, auf unsere gemeinsam durchlebten Giftanschläge anspielend. „Nie wieder sterben“, konstatierte mein Freund folgerichtig mit einem mahnenden Unterton in der Stimme.

Aufkommende suizidale Tendenzen wurden durch die mir angeborene Eitelkeit weitestgehend aufgefangen. So wollte ich nicht, dass Oma Fistmann unter mir die Laute, die sie in der Zeit mit Dio – wenn überhaupt – als hohe spitze Schreie der Lust wahrgenommen haben könnte, jetzt als diejenigen entlarvte, die sie momentan waren, nämlich als die von wilden Tieren hinter Gittern, tief da unten am Rande meiner Abgründe, ihre fiebrigen Augen nach oben gerichtet, auf den günstigen Moment zum Ausbruch wartend, von dem ich nie wusste, wann er denn nun stattfinden würde.

So fügte ich die zweite Variante hinzu, ließ ich mich durch „Avalon“ auf aushäusiges Heulen vorbereiten, suchte geeignet erscheinende Plätze an alten Eiderarmen auf, hockte mich wie zur Darmentleerung hin und ließ sie raus. Doch irgendjemand kam immer des Weges. Einmal waren es sogar Fietsfahrer und seine Noli-Brüder, gefürchtete stadtbekanntes Säufer, die ihr Grölen beim Anblick dieses Haufen Selbstmitleides für einen kurzen Augenblick unterbrachen, um dann in brüllendes Gelächter auszubrechen.

So konnte es nicht weitergehen. Schon mal versucht, leise zu schreien? Ich beschloss, aus der Not eine Tugend zu machen. Die wie ferngesteuert anmutende Rückkehr an gemeinsam mit der Liebsten frequentierte Plätze der Vergangenheit, also eine Art motorischer Suhlung, in eine Kunstform zu verwandeln. In eine Performance.

Als Location wählte ich den Fußgängertunnel unterm Kanal. Nicht nur, dass ihre Eltern dort in unmittelbarer Nähe wohnten, nicht nur, dass die Röhren über eine ausgezeichnete Akustik verfügten, nicht nur, dass gerade tagsüber viele Menschen die feuchten Gänge passierten.

Nicht nur, nein.

Nein, denn der Fußgängertunnel war nicht wie ich dicht am sondern tief unter Wasser gebaut. Und mehr Symbolcharakter ging nun wirklich nicht.

Endlich auch örtlich ganz unten.

# Positiv

---

Sommer 1982. In der Nienstadtstraße hatte ein findiger Musikalienhändler die Zeichen der Zeit erkannt und ein altes Hinterhofgebäude auf seinem Grundstück zu Übungsräumen umgebaut. Recht aufwändig sogar, es gab eine Teeküche, WCs, Lager und einen Ruheraum. Tonstudio konnte man die beiden Probenräume noch nicht nennen, dennoch, sie waren, was Aufteilung, Ausstattung und Akustik betrifft, nah dran. Fensterlos, graue Auslegeware, grau isolierte Wände, Gesangsanlage mit Mikros und Mixer, Verstärker. Und je ein Drumset in Grundausstattung: Bassdrum, zwei Toms, Snare, Hi-Hat und zwei Becken, Ride und Crash. Alles andere musste man selbst mitbringen.

Ich wollte mir das mal anschauen. Peer Wiese, der Händler und Betreiber, war um die Mitte 40, ein freundlicher Pykni-ker mit lichtem Haar und dem Gebaren eines Mannes, der weiß, wovon er spricht. Hätte selbst jahrelang Musik gemacht, sagte er, vor einiger Zeit diesen verstaubten Laden von seinem Vorgänger übernommen, billige Orgeln, Wandergitarren und Notenhefte raus, „Rock City“ rein, erzählte er. „Es fängt an zu laufen“, fügte er hinzu.

In einem Ständer hing ein japanischer Stickbass. Ich fragte, was er dafür haben wolle, wenn ich den mal ein paar Tage ausleihen würde. Er meinte, eigentlich würde er keine Instrumente verleihen, aber okay. Er nannte einen Preis, den ich akzeptabel fand. Ich nahm den Bass mit.

Schon früher hatte ich mir immer mal zur Gitarre gegriffen, so denn irgendwo eine rumstand. Einfach nur ein bisschen klimpern. Perry hatte mir die wichtigsten Griffe gezeigt, mir beigebracht, wie man sie stimmt: Kammerton A, 440 Hertz.

Der Bass hatte einen singenden Ton, konnte man schon unverstärkt hören. Lag gut in der Hand. Ich fand ein Thema, das mir gefiel, nur zwei Töne, ein voller, ein halber. Einen Refrain in drei Akkorden, hart funky. Den ich auf einem vollen E über mehrere Strophen ausklingen ließ, um dann wieder ins Thema einzusteigen. Mir schwebte ein schneller rudimen-tärer Beat vor. Ich fand Worte, die passten. Ich erinnerte mich, wie Dio, ganz dem herrschenden Punkzeitgeist entspre-chend, oft nicht nur alles und alle, sondern auch sich selber doof fand. „Guck doch mal, wie ich aussehe“, sagte sie dann. „Ich kann doch sowieso nichts richtig“, kam auch öfter. Das war reine Koketterie. Dennoch, hier wollte ich anknüpfen.

Ich rief Lurchie an, einen Freund aus gemeinsamen Roadiezeiten. Lurchie hatte seinen Spitznamen nach dem Song „Elektrolurch“ der Acidkrautrockers Guru Guru erhalten, er besaß ein Faible für ungewöhnliche Sounds, für elektronische Spielereien aller Art. Mit Nickelbrille und glatten halblangen Haaren ähnelte er John Lennon ein wenig. Immer ein Lächeln auf den Lippen, oft an der Grenze zur Albernheit neigten manche Leute dazu, ihn zu unterschätzen. Aber Lurchie war ein knallharter Arbeiter, wenn es um Musik ging. Ein Meister am Mixer. Und ein guter Musiker, Keyboards und Geige.

„Wo wollen wir es machen?“, fragte er mich. Ich berichtete ihm von „Rock City“, sagte, ich würde mich um einen Termin kümmern, bat ihn nur, sein Vierspurgerät mitzubringen.

Wenige Tage darauf waren wir im Proberaum. Hatten einen ganzen Nachmittag Zeit. Auf der ersten Spur spielte ich das Schlagzeug ein, nur Bassdrum, Snare und Hi-Hat, minimaler Rhythmus bis auf den einen oder anderen Akzent, wie eine Drum-Machine. Bumm tschak bumm tschak bumm tschak bumm tschaka. Sang den Song dabei innerlich mit, um die Länge abzustecken. Klappte bereits im ersten Durchgang. Ermutigt schnappte ich mir den Bass, achtelte das Grundthema, synkopierte den Refrain, ließ den E-Teil zwei Mal auf die 1 durchsacken, vier Strophen Pause, nur Beat von der Hi-Hat, dann wieder Thema, Schluss auf die 3. Wir hörten uns das Bisherige an, klang gut. Lurchie hatte den Sound pur gelassen, nur den Basssound leicht mit einem Equaliser bearbeitet.

„Was ist mit dem Rest?“, fragte er. „Moment“, sagte ich, ging rüber zum Händler, lieh mir die erstbeste Gitarre, zurück, stimmen, anschließen, Verstärker voll aufdrehen. Ich bat Lurchie, er möge das Playback abfahren lassen, die Aufnahme jedoch erst auf mein Zeichen zu starten, denn es galt, Störgeräusche vom Verstärker auszuschließen. Kurz vor dem Mittelteil nickte ich ihm zu, dann ließ ich die von meiner Hand abgeklemmten Saiten los, ein heulendes Feedback erklang, ich knallte ein sattes E in die Klampfe, strich mehrfach mit dem Plektrum über die Saitenaufhängung oben, dabei lief mir der Schweiß in Strömen vom Gesicht, welch ein geiler Lärm, nahm die Gitarre ab, um ihr von hinten durch einen kräftigen Klaps auf den Hals ein neues Feedback zu entlocken. War kurz davor, sie auf dem Verstärker kurz und klein zu schlagen. Stattdessen ließ ich die Axt auskrachen, drehte die Tonregler auf Null.

„Nettes Solo“, grinste Lurchie hinter leicht beschlagenen Brillengläsern.

Bisher hatte ich ihm nicht gesagt, was ich mit dem Gesang vorhatte. Auch kannte er noch kein einziges Wort. Jetzt ging es ums Ganze, wir hatten nur noch eine Spur frei. Nach einer kurzen Pause vor der Tür legten wir los.

„Lurchie, ich singe auf Deutsch. Kein Echo bitte, keinen Hall. Nur Stimme, so laut wie möglich, ich gehe ganz dicht ans Mikro.“

Start Playback. Die erste Strophe eine druckvolle Einheit von Bass und Drums, primitiv, pumpend, eins zwei drei vier zwei zwei drei vier drei zwei drei vier vier zwei drei vier, dann:

„Du!“

„Du bist positiv!“ Wiederholen.

„Ganz einfach positiv!“

Neue Strophe:

„Und du!“

„Dein Wesen ist positiv!“ Wiederholen.

„Ganz einfach positiv!“

Neue Strophe:

„Und ich!“

„Ich bin positiv!“ Wiederholen.

„Ganz einfach positiv!“

Neue Strophe:

„Ich!“

„Ich fühl mich positiv!“ Wiederholen.

„Ganz einfach positiv!“

Refrain:

„Negativ! Was macht es so negativ? Was macht uns so negativ? Und obendrein noch destruktiv?“ Wiederholen.

Dann kam schon der infernalische Lärm angefliegen, rüber in den Mittelteil. Bratz, schepper, heul heul, ausklingen lassen, eins zwei drei vier zwei zwei drei vier drei zwei drei vier vier zwei drei vier fünf zwei drei vier sechs zwei drei vier sieben zwei drei vier acht zwei drei vier stopp.

Stopp über vier Strophen jetzt. Nur Hi-Hat und mein Händeklatschen auf 2 und 4, dazu rhythmischer Atem. Auftakt Snare, ab in den Schlusspart:

„Po-po-po-po-po-positiv!“, auf die unbetonten Taktteile gesungen. Drei Mal wiederholen. Songende auf 3, auf „-tiv“.

Lurchie sprang auf. „Hör dir das mal an!“ Spulte das Band zurück, ließ es laufen. Ich lag glücklich erschöpft auf dem Boden, rauchte eine Zigarette. Ich war mehr als zufrieden. Dafür, dass ich weder Bassist noch Gitarrist war, konnte sich das Ergebnis wirklich hören lassen.

Meinte Lurchie auch. „Das Beste ist der Gesang“, fügte er hinzu. „Die Worte. Positiv. Negativ. Destruktiv. Sehr geil gesungen, schön ohne Schnörkel, alle Töne richtig gut getroffen“, sagte er. „Irgendwie Neue deutsche Welle und doch wieder nicht.“ „Ein Liebeslied“, erwiderte ich. „Großer Job, Lurchie. Danke.“

Wir packten ein, gingen rüber in den Verkaufsraum, gaben Gitarre und Bass zurück. Ich zahlte und erstand noch zwei C-10-Tapes.

In meiner Wohnung überspielten wir die Aufnahme auf die beiden Kassetten. Hörten den Song erneut. „Was bin ich dir schuldig?“, fragte ich. „War mir ein Vergnügen, Mann“, meinte Lurchie. „Aber lass mich wissen, wenn du weiteres Material aufnehmen willst. Bin dabei, wenn du möchtest.“

Mein erster wirklicher Song.

Ska positiv.

Ich musste wieder an Dio denken...

# **Nick, der Raumfahrer!**

# Punx

---

„Ich habe eine Drum-Machine gekauft.“ Nickie war am Telefon. „Eine Roland 606, großartiger Sound.“ „Sensationell!“, sagte ich. „Ich habe auch eine Überraschung für dich. Wann kannst du vorbeikommen? Und sag mal, würdest du mir den Fender leihen?“ Nickie besaß neben dem Rickenbacker auch noch einen weißen Fender Precision Bass. Und den brachte er mit, als er am folgenden Tage eintraf.

Ich hatte das Session-Tape eingelegt und spielte ihm „(Ska) Positiv (in Talk Deutsch)“ schön laut vor. Nickie wippte, grinste und summte ein bisschen mit, dann sagte er: „Klasse Song, Kompliment! Wusste gar nicht, dass du auch Bass und Gitarre spielen kannst.“ Ich hob beschwichtigend die Hände, meinte, ich hätte beim Bassen kurz vor einem Krampf im Handgelenk gestanden. „Glaub ich“, antwortete er, „ist ja auch ziemlich schnell. Wo hast du das aufgenommen? Wer hat das gemixt?“ Aufgeregt berichtete ich von der Session mit Lurchie bei „Rock City“. „Zeig mal, wie das Thema geht“, forderte er mich auf und reichte mir den Fender. Ich spielte den Song, gab den Bass zurück. Wenig später hatte er es drauf, nuancierte bereits etwas.

„Nickie, ich möchte Neue deutsche Tanzmusik machen, ich nenne das mal so. Oder Punkpop, könnte man auch sagen. Und zwar mit dir am Bass, ich übernehme die Stimme und Perkussion...“ „Ja“, fiel er mir ins Wort, „wir kombinieren das mit der Maschine, deinen Beat hier kann ich sofort programmieren.“ Wir waren jetzt beide erregt. „Ich werde mich Boy Kott nennen!“, rief ich lachend, erklärte die Schreibweise, zwei Worte: englisch Boy, deutsch Kott, mit hartem K. „Und du dich?“ „Nick, Pionier des Weltalls.“ Beiderseitiges Feixen, denn diese Comicfigur aus den Sechzigern war absolut Kult. „Wir brauchen noch einen Co-Piloten an der Gitarre!“, rief ich, „doch woher nehmen?“ „Und einen Synthieboy“, sagte Nickie. „Ich glaube, ich habe da eine Idee.“ „Erzähl!“, forderte ich ihn auf. „Lass mich machen“, meinte mein Bruder, nahm das Tape und wir verließen die Wohnung. Machten uns auf den Weg zu Peer Wieses Studio, Nickie wollte sich den Menschen und die Räume anschauen.

„Wie geht’s dir eigentlich so ohne sie? Etwas besser?“, fragte er. „Ska Positiv ist der erste Schritt dahin“, antwortete ich, wie immer bemüht, unterwegs nicht nach meiner frischen Ex-Freundin Ausschau zu halten. Bis „Rock City“ waren es nur ein paar hundert Meter die Schleifmühlenstraße runter, die jedoch waren gespickt mit Minenfeldern.

Sie konnte überall sein.

Dort, auf dem Marktplatz, bevölkert von der üblichen Szene, doch mittlerweile waren einige echte Punks dazu gestoßen: Iros, Lederjacke mit dem Anarchie-Symbol drauf, zerfetzte Hosen, Kampfstiefel. Mal ne Mark?

Sie konnte im „Altstadt-Grill“ sein. Oder in der „Schauburg“, dem Kino auf der anderen Straßenseite. Oder im „Point“, der Spielhalle direkt nebenan.

Oder bei Hackbarth, dem verrückten US-Shop-Inhaber.

Die Show war immer dieselbe: du betrittst den Laden, sagst hallo, seine Antwort ein gegrummeltes „Was willst du?“, du sagst Levis, er taxiert dich kurz, greift ins Regal, schmeißt dir eine Hose mit dem Wort „Passt!“ zu, was natürlich nicht der Fall ist, bei der zweiten auch nicht, die dritte passt dann endlich, und sein Kommentar stets nur ein lakonisches „Geht doch!“.

Nein, heute geht’s nicht, dachte ich, ich habe zwar ein Lied für sie, aber eine Begegnung mit ihr würde mich zerreißen.

Wir bogen in die Nienstadtstraße ein, gleich links lag „Rock City“. Gitarren und Bässe in dem einen Schaufenster, Keyboards und Kleinkram im anderen. Wir gingen rein, Shakehands mit Wiese, dann rüber in den Hinterhof. Wir inspizierten die Räumlichkeiten. Nick, der Raumfahrer, klatschte in die Hände, um die Akustik zu prüfen. „Sehr okay“, murmelte er. Zurück im Laden wurde verhandelt. „Hör zu, Mann, wir kommen jetzt öfter, lass mal über Konditionen reden“, sagte Nickie. Wiese stöhnte auf, in meinem Bruder hatte er seinen Meister getroffen, was Dealen betrifft. Nun, sollte mir recht sein. Ich kaufte ein Klinke-Kabel und lieh mir einen kleinen Vox-Verstärker, ein Übungsgerät mit geringer Wattzahl, aber recht schwer. An der Ecke Kurze Straße verabschiedeten wir uns, Nickie musste zur Schicht.

Ich hatte noch ein wenig Zeit bis zu meiner, so schloss ich zuhause den Verstärker an, pluggte den Fender rein, testete den Sound. Fing an zu spielen, ein paar Riffs, leicht an Eddie Cochrans „Summertime Blues“ angelehnt. Doch ich wollte den kleinen Rocker mehr in Richtung Sex Pistols, schroffer, schneller, härter. Ich legte den Bass zur Seite und schrieb die Worte auf, die mir seit einigen Stunden durch den Kopf gegangen waren.

„Punx! Die Spießler haben Anx! Vor den Punx! Oh Punx! Punx in Phalanx!“

„Punx! Zerstören Sonntax die Balanx! D-D-D-D-D-Distanx! Oh! Scheiß Punx! Punx in Phalanx!“

„Punx! Sehen keine Chanx! No no no Chanx! Oh! Für die Punx! Punx in Phalanx!“

„Zeix zeix zeix! Zeix der Zeit!“

„Feix feix feix! Feix mit der Zeit!“

Ich hatte meinen zweiten Song. Jetzt fehlte nur noch die passende Band...

# Name

---

Die langen Beine in schwarzen Jeans und Adidas-Sneakern, die unter meinem Tisch hervorlugten, gehörten zu einem Oberkörper in OHL-Shirt, gekrönt von einem Haupt ohne Haare. Das Gesicht hatte etwas spöttisch-melancholisches, volle sinnliche Lippen ließen auf die Bereitschaft zu Ausschweifung und Genuss schließen.

Neben ihm hatte sich ein Anzug mit Joy Division-Sticker platziert. Darin steckte ein ebenfalls groß gewachsener, aber ungleich schlaksigerer Typ mit ernstem markanten Gesicht, intelligenten wachen Augen und zornigen kurzen Haaren.

Hatte sich die Glatze beim Betreten meiner Wohnung noch zu einem knappen Hallo durchringen können, war der Anzug grußlos einmarschiert. Was mich zunächst befremdete, dennoch, die Jungs waren mir auf Anhieb sympathisch. Ich hatte sie sofort wieder erkannt, es waren der Gitarrist und Synthieboy von B&Z, Rollfeld und Korg. Die Band hatte sich inzwischen aufgelöst, die beiden waren auf der Suche nach einer neuen. Nickie hatte das Duo im „Manno“ kennen gelernt, ihnen mein Tape vorgespielt. Jetzt saßen wir hier und beschnupperten uns.

Beide hatten gerade Abitur gemacht und würden im Herbst ihren Zivildienst in der Stadt antreten. Korg entstammte einer gutbürgerlichen Kaufmannsfamilie, war Einzelkind. Rollfelds Sippe hatte einen eher künstlerischen Hintergrund, sein Vater war Schauspieler gewesen, die Familie war viel herum gekommen, bevor sie sich in Norddeutschland niederließ.

Die Atmosphäre entspannte sich im Laufe des Gesprächs merklich. Das eine oder andere Gelächter wurde bald laut, als wir unsere musikalischen Vorlieben enthüllten, dabei den Schwerpunkt auf offiziell peinliche Songs oder Künstler legten. So outete ich mich als Robin Gibb-Fan, Rollfeld intonierte „Juliet“, Nickie fiel mit ein und Korg machte die entsprechenden Tastenbewegungen. Er spielte ein analoges „Biest“, wie er den kleinen Zauberkasten bezeichnete, der ihm seinen Avatar eingebracht hatte. Außerdem besaß er jenen Casio-Taschencomputer, dessen Sound Trios „Da da da“ entscheidend geprägt hatte. Auf diese NdW-Kapelle konnten wir uns einigen, die fanden wir lustig, ansonsten hatten wir alle mit dieser albernen Schlagerlandschaft nicht viel am Hut.

Korg war Elektro- und Industrialfan, Die Krupps, Liaisons Dangereuses, Einstürzende Neubauten. Rollfeld stand auf britische Bands wie die, die seinen Sticker zierte, auf Ska und Django Reinhardt. Sein Vater hatte alle Platten dieses vierfingerigen Jazzgitarristen besessen.

Bei allem Geflachse wurde schnell klar, dass wir uns trotz des relativ großen Altersunterschiedes – ich war mal wieder sieben Jahre älter, Nickie vier – auf Augenhöhe befanden. Sprachen die beiden von Kiss und AC/DC, führte ich Black Sabbath an. Zitierten sie Blondie oder Joan Jett als Paradebeispiele für den Eros des Mainstreams, hielt ich mit Marc Bolan dagegen. Zustimmendes Nicken, klar, die Jungs hatten Ahnung. Nicht nur von der zeitgenössischen Szene, hier waren sie uns teilweise weit voraus, sondern auch von den Einflüssen, die zu dieser geführt hatten. Wir waren halt alle Kinder der Siebziger. Und wir waren auf der Suche nach Berührungspunkten. Nach Konsens.

Konsens war: alles auf Deutsch, gern mal an der Grenze zur Geschmacklosigkeit. Elektronische Beats. Im Zusammenspiel mit Standperkussion, den Spannungsbogen hatte ich bereits im Ohr. Funky Bass. Punkpop von der Gitarre. Biestige Synthies.

„Ich will die Neue deutsche Tanzmusik“, sagte ich. „Also etwas zwischen Gruft und Karneval“, meinte Korg nachdenklich. „So könnte man es sagen“, erwiderte ich. Ich stand auf und schloss den Bass an. „Ich werde euch mal was vorspielen“, sagte ich. „Wenn das gefällt, sollte klar sein, worauf ich hinaus möchte.“

Ich spielte mein neues Lied, „Punx“. Gesangstechnisch hatte ich mir einige Akzente von David Byrne, dem Sänger und Gitarristen von Talking Heads abgeschaut: Ein E-e-e hier, ein Scha-la-la dort. Diese Laute setzte ich zum Text ergänzend ein, mal zum Auftakt einer Strophe, mal als Effekt zwischendrin. Als ich den zweiten Refrain mit einem Da-ha-la-hu-la-ha-la beendet hatte, spielte ich den Bass noch eine Strophe lang weiter, stoppte dann abrupt und rief in die Runde: „So, und ab hier will ich von der Gitarre...“

„Freie Offiziere“, meinte Rollfeld.

„Was hast du gerade gesagt?“, fragte ich verblüfft.

„Ging mir so durch den Kopf, guter Song übrigens, ein bisschen wie Motörhead“, sagte Rollfeld. „Freie Offiziere wäre ein geiler Name“, warf Korg ein. Nickie grinste und sagte: „Entweder du bist frei, oder du bist Offizier.“ „Das Paradoxon des Tages“, ergänzte Rollfeld.

„Freie Offiziere“, sagte ich. „Wenn ihr einverstanden seid.“

Wir verabredeten uns zu unserer ersten Session.

# Spielt

---

Wir verbrachten den gesamten Sommer und frühen Herbst 1982 bei „Rock City“, trafen uns regelmäßig. Die Chemie stimmte nicht nur menschlich, wir begannen auch, eine eigene Klangfarbe zu entwickeln. Die Kombination aus Roland 606, Casio und Synthesizer funktionierte ausgezeichnet: der Drumcomputer hatte einen federleichten Sound, swingte, pluggerte und gab unserem Fundament etwas Verspieltes, flirrend Elektronisches. Der Casio war mehr ein Gimmick, grinste wie ein Kichergericht hier und da mal rein. Korg programmierte und koordinierte die Roboter, triggerte die Instrumente. Er arbeitete fast ausschließlich mit Sequenzern. Bis auf die eine oder andere Popfigur, Triller, Zwitschern, Rauschen, Sounds, die er allesamt von Hand einspielte.

Hatte ich zu Beginn noch die vier Rototoms zusätzlich zum Elektrobeat eingesetzt, erwiesen sich diese nach kurzer Zeit als technisch zu aufwändig, akustisch schwierig zu handhaben. Mussten sie doch, damit man sie überhaupt hören konnte, einzeln per Mikro abgenommen werden. Also tauschte ich sie bei Wiese gegen eine neue 5½-Zoll-Tama-Snare mit Spezialstativ; von den ursprünglich vier Becken setzte ich nur noch das 11er-Splash und 13er-Crash ein, zwei sehr hell klingende Cymbals. Ich platzierte sie jeweils links und rechts auf einem Galgenstativ neben mir, vor mir, auf bequemer Höhe, die Snaredrum und das Mikro. Mit meiner Perkussion setzte ich lediglich Akzente, synkopierte hier und da mit den Becken oder spielte den Takt nur mit der Snare. Den Rest überließ ich den Drumcomputern, konzentrierte mich auf die Stimme.

Nickie spielte den Fender, sein Klang war voller, runder und weicher als der des Rickenbacker. Außerdem, meinte mein Bruder, könne er so für den nötigen Frequenztieftgang sorgen, denn der harte metallische Rickenbackersound würde Korgs Elektroabteilung unnötig doppeln und somit seiner Wirkung berauben.

Rollfeld war ein exzellenter Gitarrist. Sehr taksicher, ihm lagen Rhythmen auf 2 und 4, die Reggae- und Ska-Riffs. Sehr schnell und schroff, wenn er meinte, ein Song drohe zu seicht zu klingen. Oder er ließ einfach nur einen Akkord ausklingen, bevor er zu einem seiner schrägen Lärmausflüge ansetzte. Rollfeld benutzte keinen Verzerrer als Effektgerät, sondern einen Flanger, einen Phasenverschieber. Seine Tonkaskaden klangen wahlweise wie ein abstürzender Sturzkampfbomber, ein greinendes Kind oder tongewordenes Petting.

Die ersten paar Male spielte er noch seine rote Aria-„Proll“, wie er sie nannte, doch bald hatte er Nickies alte Fender Jazzmaster aus den Sixties ins Herz geschlossen. Keine Rockaxt, sondern eher dünn und sensibel im Obertonbereich, mollig in der Breite. Nickie überließ sie ihm als eine Art Dauerleihgabe.

Neue deutsche Tanzmusik war die treffende Bezeichnung für die Songs, die wir in den vergangenen Wochen geschrieben oder erspielt hatten: extrem rhythmisch irgendwo zwischen Punk, Funk und Elektrogroove.

„Positiv“ war ein poppiger Starter, den Lärmpart im Mittelteil hatte Korg übernommen, Rollfeld beschränkte sich auf den puren Ska-Rhythmus, was dem Song eine transparente Kompaktheit verlieh. Neu dazugekommen waren Titel wie „Herz: Echo“, ein fast schon aufreizend langsames Two-Tone-Thema von Nickie. Ich sang pro Strophe nur die Worte „Du und ich“, „Ich mit dir“, „Du und ich sind zwei“, jeweils auf Deutsch, Englisch, Spanisch, Französisch. Der Refrain mit den Zeilen „Dein Herzschlag, ein Echo, was du wie tust es kommt zurück“ war wie ein Kinderlied, als hätte man einen Spielzeugmond aufgezo-gen. Rollfeld untermalte den Dreiklang mit zartem Flageolett, während Korg ein symphonisches Auf und Ab intonierte.

Dieses und das folgende „Weiß auf deiner schwarzen Haut“, ein moderater Groove, auf den Rollfeld einen Blaxploitation-Lick legte und in dem es um ein Sexerlebnis mit einer schwarzen Prostituierten ging (war mir in einer meiner Nachtschichten passiert), spielten wir, um „die Leute in Sicherheit zu wiegen“, wie Nickie süffisant bemerkte. Funky war auch ein weiteres Thema, „Kakao“. Mein einziger Wortbeitrag bestand aus dem Satz „Braun ist die Haut der Indianer“, den ich dann und wann mal einwarf, Rollfeld zitierte klirrend ein paar Shadows-Riffs, Korg antwortete mit Sounds, die mal wie Schüsse, dann wie Indianergeheul klangen.

Danach wurde nur noch abgehärtet: „Pissco“ feierte eine brachiale Wiedergeburt. Schmah-Floor.

„ABC-Alarm“, ein eisenharter Dancer, gab mir die Gelegenheit, das Katastrophenszenario einer Atombombenexplosion von A wie Amerika bis Z wie Zaire zu rappen. „Schlachtfeld“ wiederum war über einen Soldaten, der sterben will, nur mit Worten wie „Stahlhelm“, „Koppelschloss“, „Vaterland“ und „Wiese wird gemäht“.

„Mit Nichten“ beantwortete die Frage, mit wem man es in der Verwandtschaft wohl am besten treiben könne: „Cousinen sind sicher wirklich nett, Tanten dagegen meistens fett“. Und, um familiär zu bleiben, nahmen wir auch „Mütter müssen schreien“, einen Punkrocker auf nur einem Akkord, den Pauli geschrieben und mir mal vorgespielt hatte, ins Programm. Worte wie „Tu dies nicht, tu das nicht, geh hierhin, nicht dahin“ ließen sich hervorragend skandieren, nur um dann im Refrain mit „Nein nein nein, Mütter müssen schreien“ noch lauter zu werden.

„Du hast Gesicht (sonst wärst du nicht hier)“ war ein Elektroschocker, in dem es um Oralsex ging: „Wie schmeckt das?“ hieß es im Chorus. Die Zeile „Du willst abwischen, doch ich verbiete es dir, so gehst du raus, und ich klebe an dir“ war gewollte Provokation, gezielt frauenfeindlich.

„Exzess Ein Elf“ von Rollfeld war ein schneller treibender Bass auf einer Disco-Bassdrum, 2 und 4 von der Snare mit synkopierten Becken, weißes Rauschen des Synthie auf 3. Es begann und endete mit einer Choreo der ganzen Band: Ich brüllte „Exzess!“, Nickie kreischte „Ein!“, Korg und Rollfeld röhren „Elf“. Rollfeld blieb es überlassen, den Song in Schutt und Asche zu legen. Pogo-Dancefloor.

„Komm her (mein Lieb)“, nur Gesang und Synthie. Bei der Vertonung dieses Gedichtes einer Freundin bemühte ich mich, die Zeilen so gefühlvoll wie möglich zu intonieren, ohne in die Kitschfalle zu treten. „Komm her, mein Lieb, ich mag dich sehr. Gestern weniger als heute. Und morgen dann schon gar nicht mehr.“ Korg baute eine Klagemauer aus Sequenzern auf, umzingelte den Text mit tänzelnden Figuren. „Ist das immer so?“, lautete der Refrain, welcher mir nach meiner unglücklichen Liebesbeziehung beim Singen mehr als unter die Haut ging.

„Punx“ sparten wir uns für den Schluss unseres Sets auf. Der kleine Rocker hatte sich zu einem massigen Punker gemausert. Mit fiesem Sequenzern von Korg, Einsatz und Ende von Rollfelds Destruktionen dirigierte ich mit einer Trillerpfeife, Nickie verzichtete auf den Bass, gesellte sich stattdessen zu mir ans Mikro und wiederholte nur die Worte „Zeix“ und „Feix“. Den Song beendete ich mit einem gebrüllten „Für die eins zwei drei vier Schluss!“.

Lurchie kam im Laufe der Sessions dazu, er übernahm den Mix und die Technik. Mal loopte er einige Sachen, pickte sich hier ein Becken, dort einen Rhythmusrack, einen Gitarrenton oder einzelne Worte raus. Die er dann als Echoschleife über einen Song wandern ließ. Denn der Poetrydub von Leuten wie Linton Kwesi Johnson war in sein und damit auch in unser Leben getreten. Was der Musik einen zusätzlichen Kick verlieh, erweiterte sich doch unser Zusammenspiel noch um eine reizvolle Mischpultkomponente. Doch wir mussten in diesem Punkt höllisch aufpassen. Band und Mixer waren bei solchen Improvisationen gefordert, nicht den Faden zu verlieren.

Unser Repertoire umfasste mittlerweile gut eine Stunde Spielzeit.

Jetzt, an einem kalten Oktobernachmittag, waren wir auf dem Weg zu unserem ersten Auftritt, außerhalb in einem Café in Husum, einer kleinen Stadt in Nordseelage, um sie live vor Publikum anzutesten.

Nickie hatte den Gig über seine „Manno“-, Lurchie Bus und Equipment über Roadiekontakte besorgt. Pauli hatte angeboten, für Freigetränke beim Auf- und Abbau zu helfen. Die Offiziere fuhren in Papa von Demhers Granada hinterher. Als Gage waren dreihundert Mark vereinbart.

Das „Café des Nordens“ lag direkt am Marktplatz, ein kleines Haus in einer alten Zeile. Innen konnte man noch erahnen, dass es sich früher mal um einen Kaffee- und Kuchentreff für ältere Damen mit Hut gehandelt haben musste. Doch der neue Besitzer, der uns freundlich begrüßte, hatte sich redlich Mühe gegeben, dem Interieur einen New-Wave-Anstrich zu geben: Neon, Dreiecke, asymmetrische Spiegel, Bilder amerikanischer Bars aus den Fünfzigern, kleine weiße Drahttische und Stühle. Gleich rechts, wenn man den Laden betrat, war die Bühne, ein etwas erhöht liegendes Podest. „Die Fläche davor mache ich noch frei“, meinte er, „damit die Zuschauer Platz haben.“

Rollfeld und Korg würden oben stehen, Nickie und ich unten, also auf Höhe mit dem Publikum. Lurchie mit Mischpult direkt links vor mir. Wir bauten unsere Ausrüstung auf, machten uns an den Soundcheck. Zu unserer freudigen Überraschung hatte der Laden keine schlechte Akustik, wir waren sicher, es würde klingen. Guter Dinge begab sich unser Tross Richtung Küche, es gab Gulasch. Daneben lag ein Raum mit ein paar Tischen und Stühlen, der „Backstagebereich“, hier könnten wir uns aufhalten und umziehen, meinte der Inhaber. Nett von ihm, doch wir waren bereits auftrittsfertig angereist: die ganze Mannschaft komplett in schwarzen Klamotten. Auf diesen Dresscode hatten wir uns geeinigt, auch darauf, dass wir vor und nach der Show Musik von Brian Eno laufen lassen würden, „Music For Airports“ und „Music For Elevators“. Der Cafemann schaute etwas irritiert, als wir ihm klarmachten, dass nichts dem Zufall überlassen werde, also auch keine Musik von ihm. „Was ist das denn?“, versuchte er, aufzubegehren. „Ambient“, meinte Nickie trocken.

Noch etwas hatten wir abgesprochen: Es würde keine Interaktion mit dem Publikum geben, keine Begrüßung, kein Dankeschön und dergleichen. Nur die Titel würde ich ansagen. Oder besser: anschreien.

Die Zeit bis zur Showtime verging schnell. Der Laden hatte sich abends beachtlich gefüllt, ein paar unserer Leute waren dort, der Rest bestand aus Normalos, Poppers, Küstenjugend. Unter neugierigen Blicken schritten wir zur Bühne, ich genoss das Gefühl, es prickelte. Ich fühlte mich gut.

Der Betreiber hatte unseren Bitten entsprochen und das Licht gedimmt. Lurchie blendete Eno gerade langsam aus, da startete Korg auch schon die Maschine, der Beat von „Positiv“ kam laut, elektronisch und – zu schnell. Vielleicht war es die Aufregung, aber die Geschwindigkeit war knapp die doppelte wie die eigentlich geprobte. Für einen winzigen Moment dachte ich, das war's, aber dann hörte ich den harten Bass meines Bruders, den Riff, den Ska. Ich knallte in die Becken, hatte gerade noch Zeit, „Freie Offiziere!“ zu brüllen, als auch schon Rollfeld und Korg einsetzten. Wir fegten durch die Nummer. Im Mittelteil überholten sich Korgs Breitseiten und Rollfelds Heavyflange beinah, und nur Nickies tiefes E, das er alle paar Takte reingrummeln ließ, sorgte für die nötige Erdung. Dazu meine Offbeatbecken und -snare, mit denen ich einige Akzente setzte. Wieder das Bassthema, Chorus, dann auch schon das Ende.

Beifall. Kurzes Durchatmen. Ich drehte mich um, blickte zu Korg, der nickte nur. Alles klar mit der Maschine. Dann schrie ich „Pissco!“, und die ersten Zuschauer bewegten sich zum Beat. „Schlachtfeld!“, zynische Parolen. „Mit Nichten!“, süßer kleiner Pop.

„ABC-Alarm!“, und nun schlug auch Lurchies große Echostunde: „Amerika!“, „Bolivien!“, „China!“, „Deutschland!“, Refrain: „Die Bombe!“, „Die Strahlung!“, „Pilzmusik! Endsieg!“ – funky Weltuntergang von Anfang bis Ende des Alphabets.

Mit „Weiß auf deiner schwarzen Haut!“ ließen wir es etwas entspannter angehen. Das Thema groovte enorm, Lurchie dubte Zeilen wie „Ich atme afrikanischen Dunst“ und „Ich tanze Tag und Nacht“, ließ sie durch den Raum wandern, von links nach rechts, setzte den Panoramaregler ein, manchmal kam es mir vor, als käme meine Stimme von hinten.

„Kakao!“, und Rollfeld überraschte uns alle, als er mittendrin „Ich will nen Cowboy als Mann!“ schrie. „Herz: Echo!“, einfach nur niedlich.

Dann wurde es spannend: „Du hast Gesicht (sonst wärst du nicht hier!)“, doch die Reaktion war nur Gejohle, selbst die meisten Mädels grinsten. Zur Belohnung für so viel abseitigen Humor gaben wir diesen Ferkeln ein geballtes „Mütter müssen schreien!“, sehr zu Paulis Freude, dem wir verschwiegen hatten, dass sein Song dabei war.

„Komm her (mein Lieb)!“, feierliches Innehalten. Haare zu Berge bei mir, anerkennende Blicke der Textdichterin, die mit ihren Freundinnen den Weg hierher gefunden hatte. Auch ihr hatten wir nichts erzählt.

Ab in den Endspurt, „Exzess Ein Elf!“ – Pogo par excellence, ein paar Rückkoppelungen von den Mikros, egal. Die Kapelle außer Rand und Band, was nicht ohne Folgen bleiben sollte, denn der letzte Song stand an.

Irgendwas klappte nicht bei der Synchronisation zwischen Drum-Machine und Synthie, der Sequenzer sollte den Roland triggern, doch Korg bekam es nicht hin, der Beat eierte irgendwo asynchron rum, der Sequenzer rannte davon, Korg gab auf, fing ihn ab und spielte das Thema von Hand, sehr tief, sehr funky, ließ den Maschinenbeat, wo er war. Lurchie hatte gerade noch rechtzeitig geschaltet und drückte ihn unauffällig, aber schnell und weit in den Hintergrund, sodass er gerade eben zu hören war, wie ein beabsichtigter Effekt. Rollfeld zeigte sich komplett unbeeindruckt und ließ erstes Heavy Metal aufblitzen, Fragmente in E-Dur. Nickie und ich klatschten in die Hände. Ich passte meinen Gesang dem nun langsameren Tempo an. „Anx!“ oder „Phalanx!“ bekamen eine ganz neue Gewichtung, trafen besser. Im zweiten Refrain, nach dem letzten „Feix feix feix! Feix mit der Zeit!“ und meinem heiseren „Da-ha-la-hu-la-ha-la“ als Übergang in den Mittelteil glaubte ich meinen Ohren nicht zu trauen.

Ich drehte mich um, und was ich da sah und vor allem hörte, ließ mich den Atem anhalten: Rollfeld hatte Verstärker und Effektgerät voll aufgerissen und trat eine Lärmlawine los, die ihresgleichen suchte, er zuckte, headbangte, schrubbte die Jazzmaster über seinen Amplifier, rückkoppelte – eine einzige wundervolle Kakophonie aus Krach und Zerstörung. Ich war derart verblüfft und euphorisiert, dass ich beinah vergaß, weiter zu klatschen, und die Trillerpfeife, die eigentlich Beginn und Ende der Gitarrenorgie markieren sollte, blieb in meiner Hosentasche. War auch nicht nötig, denn Rollfeld machte kurze Gefechtpausen, bis er dem Höllenritt ein abruptes Ende setzte. Puh. Noch vier Takte Synthiesex und Händchenklein, dann: „Für die eins zwei drei vier Schluss!“

Aus dem Publikum kam ein lauter Aufschrei. Pauli. Beifall, wir blieben ausgepumpt stehen. Als die „Zugabe!“-Rufe abklangen, denn eine solche würde es nicht geben, brüllte einer der Zuschauer: „Spielt Punx! Spielt Punx! Das könnt ihr!“ Mir gelang noch, gegen alle Absprachen ein fast tonloses „Merci, au revoir“ ins Mikro zu hauchen, da ließ Lurchie schon die Fahrstuhl-musik abfahren, während wir von der Bühne gingen, durch die Menge hindurch nach hinten in die Garderobe. Dort standen kaltes Bier, Getränke und Obst bereit, wir bedienten uns gierig, waren total kaputt, plumpsten in die Stühle. Grinsten uns an, prosteten uns zu. Der Wirt erschien, Daumen hoch, verschwand gleich wieder. Lurchie und Pauli kamen rein, flachsten, kicherten, wir umarmten uns. Pauli keuchte nur ein einziges Wort: „Alter!“

Premiere gelungen.

# **„Doofe Haare, Sänger“**

# Pumps

---

Die Reinholdsburg und ein Heimvorteil, der nicht unbedingt einer war. Dies bekamen wir zu spüren, als wir ein paar Wochen später, im November 82, unseren zweiten Gig im „Jugend Zählt“, einem städtischen Treff im Neubau-Bermudadreieck zwischen Gymnasium und Badeanstalt an der Untereider bestritten.

Korg hatte ein Logo entwickelt, „Freie Offiziere“ mit der Unterzeile „Neue Deutsche Tanzmusik“ auf einer schwarzweißen Rasterfläche. Wir hatten Flyer drucken lassen und die Stadt damit zugepflastert.

Bei unseren Proben im Vorfeld wurden die Fehler von Husum besprochen, das erhöhte Tempo von „Positiv“ hatten wir belassen, „Punx“ würden wir auch zukünftig so wie im „Café des Nordens“ spielen. Auf Brian Eno wurde verzichtet. Denn stattdessen hatte Korg einen minimalen Drumtrack programmiert, der alle paar Sekunden von der Maschine durch den Raum kreiste. Sein Keyboardstativ zierte neuerdings ein großes rundes „Stereo“-Display, mit dem Schriftzug als Mittelpunkt konzentrischer Kreise in schwarzweiß, an die Op-Art aus den Sixties angelehnt. „Passend zu deinen Haaren“, bemerkte Korg mit dem ihm eigenen ironischen Lächeln. Ich hatte mir eine Haarschneidemaschine zugelegt, mit verschiedenen Millimetereinstellungen. Vom linken Scheitelpunkt ansetzend hatte ich alle Haare in Reichweite bis nach hinten unten rechts abrasiert. Den Rest ließ mit viel Seife vom Kopf abstehen. Eine befreundete Friseurin hatte die Konturen etwas anglichen und einige blonde Strähnen hinzugefügt. Das Ergebnis sah aus wie eine krude Mischung aus Fassonschnitt, Iro und Skinhead in einem antizyklischen Kreisverkehr.

Gut einhundert Leute waren erschienen. Viel zu wenig, denn das Zentrum war für wesentlich mehr ausgelegt. Zwar wies der Bühnenbereich einige Scheinwerfer auf, sodass man einigermaßen stimmungsvoll ausleuchten konnte, doch das Ambiente wirkte alles in allem nüchtern, es roch nach Tischtennisturnieren unter Aufsicht von Sozialpädagogen. Und obwohl das Licht fast aus war, obwohl wir vom Sound optimal starteten und auch so blieben, wollte der Funke einfach nicht überspringen, wirkten die wenigen Zuschauer in der Größe des Saals irgendwie verloren, verzogen sich in den Hintergrund. Was blieb, war eine Distanz zwischen uns auf der Bühne und denen da unten. Unser Set wurde freundlich beklatscht, nicht mehr, nicht weniger.

Dennoch waren wir hinterher nicht unzufrieden, musikalisch hatte alles funktioniert. Nach der Show kamen einige Leute, machten vorsichtig Komplimente oder Bemerkungen wie „doofe Haare, Sänger“. Danke, fuck you.

Meine größte Befürchtung hatte sich indes nicht bewahrheitet, Dio und ihr Typ waren nicht erschienen. Doch irgendwann würde eine Begegnung unausweichlich sein.

Tage später, nach einer frühabendlichen Probe, brach ich mit meinem Vorsatz, nicht ins „Manno“ zu gehen. Die Aussicht, der einsamen Stille meiner Wohnung ausgesetzt zu sein, deprimierte mich. Keiner der Jungs wollte mit, also ging ich allein.

Im Laden war gut was los, ich hielt mich links und fand einen freien Barhocker im Billardraum, platzierte ihn so, dass ich sowohl den Tisch als auch den Eingang im Auge hatte. Klick und Klack von den Kugeln, einlochen, am Bier nippen, lässiges Zunicken unter Aktiven am Tisch, Stimmengewirr. Ein Mädchen betrat das Lokal, ich kannte sie flüchtig vom Taxifahren. Sie blieb zunächst unschlüssig im Eingangsbereich stehen, blickte sich um, sah mich, lächelte, ich lächelte zurück. Dann kam sie. Dunkelhaarig, schwarze Augen, etwas mollig vielleicht, doch proper ausgestattet konnte sie klamottenmäßig ihre Hippiewurzeln nicht ganz verleugnen, wie ihr Poncho um die Schultern verriet. Ein zögerndes Gespräch kam auf, was man so machen würde und wie man hieße und ja, sie kenne mich vom Taxifahren, und nein, so oft sei sie nicht hier. Ich bestellte noch ein Bier für mich und eins für die Dame.

Wieder ging die Tür auf und erst kam er, dann sie. Er in seiner Was-kostet-die-Welt-Haltung, sie etwas zurückhaltender. Er hatte mich nicht wahrgenommen, doch sie hatte mich sogleich erspäht. Lächelte unsicher. Sie sah toll aus. Sie trug rote Pumps zu engen Jeans. Und jene schwarze Lederjacke, die mal die meine gewesen war. Mir drehte sich der Magen um.

Mein Gegenüber schaute ihren bis eben noch ultracoolen souveränen Schwarzkittelpunkrockstar beunruhigt an. Fragte mich, ob irgendwas nicht in Ordnung sei. „Nichts“, erwiderte ich, „komm, lass uns abhauen.“ „Aber ich habe mein Bier doch noch gar nicht ausgetrunken“, protestierte sie. „Komm mit oder bleib hier“, sagte ich und erhob mich, drückte der vorbeikommenden Bedienung einen Zehner in die Hand, wartete nicht auf das Wechselgeld und begab mich Richtung Ausgang ohne links und rechts zu gucken. Ich war gerade draußen, als ich eine Stimme „Warte!“ rufen hörte. Mein kleiner Poncho kam hinterher. Wir gingen die Hohe Straße hinauf, sie plauderte vergnügt über dies und das, doch ich konnte ihr nicht folgen. Als sie mich fragte, was wir denn bei mir machen würden, wurde mir klar, dass sie gewisse Erwartungen hegte, von denen ich nicht sicher war, ihnen genügen zu können. Doch es war zu spät, wir standen vor meinem Haus und gingen hoch.

Oben flog als erstes der Poncho durch die Luft, landete auf dem Sofa. Dann marschierte sie ins Schlafzimmer, ging zur An-

lage, stöberte in meinen Kassetten und fand Bowies „Space Oddity“. „Können wir die mal hören?“, fragte sie. Ich schmiss das Tape ein, die ersten Klänge und das berühmte „Ground control to Major Tom“ erschollen. Ich ging in die Küche und nahm zwei Biere aus dem Kühlschrank.

Als ich zurückkam, saß sie auf dem Bett. „This is Major Tom to ground control...“, ich bot ihr eine Flasche an, sie nahm sie. „Now it’s time to leave the capsule if you dare...“ – sie zog ihr Oberteil aus und enthüllte das, was ich schon erahnt hatte. „Tell my wife I love her very much she knows...“ – sie zog die Schuhe aus. Enthüllte selbst gestrickte, rote Socken. Ich mochte es nicht glauben. „In meiner Familie stricken alle“, sagte sie, während der ultracoolen Schwarzkittelpunkrockstar und Fashion Victim von Demher sich und sein Offizierskorps bereits in selbst gestrickten roten Socken durch die Welt laufen sah.

„Ground control to Major Tom, your circuits dead, there’s something wrong...“ – ich bat sie, alles wieder anzuziehen. Ein erschrockenes Paar Augen fixierte die meinen. Waidwundes Reh, vom Jäger bereits erlegt, dennoch verschmäht. Sie tat mir Leid. „Es liegt nicht an dir“, mit diesen Worten versuchte ich eine ungelenke Charmeoﬀensive einzuleiten. Bowie assistierte mit „Planet Earth is blue, and there’s nothing I can do“, doch diese kosmischen Weisheiten prallten an der zuknallenden Haustür wirkungslos ab.

In jener Nacht schrieb ich den Text zu „High Heels“. „Lass sie an, lass sie an“, über den erregenden Schmerz, den sie verursachen, wenn sie sich beim Liebesakt in dein Beinfleisch bohren, über das Klack Klack Klack auf Straßenpﬂaster, so verheißungsvoll, so vordergründig zerbrechlich.

Bei der nächsten Probe machten wir daraus einen Krachfunk. Nickie slappte, Rollfeld klack klack klackte, Korg schickte nasses Stöhnen zum straighten Discobeat ohne Schnörkel und Verzierungen. Dancefloorpunk.

Nickie fragte, ob wir Silvester im „Komm-I-Tee“ auftreten wollten, er könne das klarmachen. Gegen Eintritt. Wollten wir.

Das „Komm-I-Tee“ war einer von drei alten Pulverschuppen aus der Festungszeit der Reinholdsburg, direkt gegenüber meinem alten Gymnasium in einem Park gelegen. In den frühen Siebzigern von ein paar Streetworkern selbstverwaltet, hatte es sich schnell zu einem beliebten Jugendtreff entwickelt, innen in dunkelbraun gestrichen, mit Möbeln von der Arbeiterwohlfahrt, einer Teeküche, Anlage mit gewaltigen Boxen. Leider ohne Hochtöner, sodass Plastic Ono Band, Status Quo oder Steamhammer recht muffig klangen, wenn wir Teenager uns nachmittags dort einfanden. Rumlungerten, vom Opel GT schwärmten oder mit den Mädchen zum Fummeln nach draußen gingen.

Jetzt war alles Weiß, zumindest dort, wo es keine Schmierereien gab, das unvermeidliche Anarchie-A, Parolen wie „Hau ab!“. Der ideale Rahmen. Der Laden war mehr als voll, die Stimmung ausgezeichnet. Ein Deejay legte Punk und Industrial auf, die Leute waren ausgelassen und bereit, Spaß zu haben.

Ich hatte zu „High Heels“ eine kleine choreografische Überraschung vorbereitet. Meine Pornosammlung hatte ich rein geschmuggelt, in einer unauffälligen Stofftasche. Die Band wusste nichts davon. Unser neues Stück würden wir nach „Du hast Gesicht“ spielen, und als es soweit war, wir beim Mittelteil angelangt waren, griff ich nach unten, nahm die Tasche und zog ein paar Hefte raus. Ich achtete nicht auf meine Mitspieler, als ich begann, erst ein einzelne Seiten, dann ganze Magazine in die Menge zu werfen, die Leute regelrecht zu bewerfen. Hatten wir bei „Gesicht“ schon zustimmende Pfiffe gehört und nicht ganz ernst gemeinte Buh-Rufe, kam die Reaktion nun direkter: das Publikum warf den Schmutz zurück, es regnete „Color Climax“ auf die Bühne, und erst jetzt realisierte die Band so richtig, was da abging. Es entwickelte sich eine heftige Pornomagazinschneeballschlacht. Herrlich.

Nach dem Konzert übernahm der Deejay. Ich schnappte mir ein Bier und ging direkt von der Bühne nach draußen, über verdreckte Schwänze, bespritzte Titten und Mösen. Mitternacht war vorüber, 1983 nannte sich das neue Jahr, das nun vor mir lag.

Die Böllerei war immer noch im Gange, einige Leute waren vor der Tür, umarmten sich oder stießen sich um, Pogo hoho, Togo haha.

Ich fühlte mich leer und traurig. Setzte mich auf eine Bank, war froh, allein zu sein, blickte trübsinnig auf das neue Rathaus auf der anderen Seite des Eiderarms, das ähnlich verlassen zurückstarrte.

Plötzlich nahm jemand neben mir Platz. Pauli.

„Ist es immer noch wegen Dio?“, fragte er.

„Immer wieder“, antwortete ich.

# Schälen

---

Nickie war genervt. Noch vor ein paar Tagen hatten die Herren Offiziere bei einem gemeinsamen Konzertausflug auf die Ham-maburg ihren Zusammenhalt beschworen, bei Cabaret Voltaire in der Markthalle. Hatten „Freie Offiziere“ und „Exzess Ein Elf“ auf Wände geeddingt, eine Kassette mit besten Empfehlungen im „Subito“, einem der In-Treffs an der Stresemannstraße hinterlassen, sich im Karo-Viertel vergnügt. Und nun das.

„Wir wollen die Leute mal richtig schälen“, sagte Rollfeld. „Schälen“ war das neue „Nerven“. Auf den Sack gehen. Er und Korg hatten uns eröffnet, dass sie ein eigenes Projekt begonnen hätten, sich mit Raf, einem Deejay und Brunhild, einer „exaltierten Kreischakrobatin“, so Rollfeld, zu einer Formation namens D. Rats zusammengetan hatten. Und demzufolge nicht mehr so oft wie vorher zu Proben und Auftritten zur Verfügung stünden.

„Schälen, so so“, meinte Nickie, „und was machen wir hier? Schlager, oder was?“ Jetzt, wo es gerade richtig losgeht, dachte ich. „Nee, nee“, wiegelte Korg ab, „aber man kann Sachen auch totproben.“ Eine Anspielung auf Nickies manchmal penetrante Forderung, Dinge auf den Punkt zu bringen, sie zu perfektionieren, um sie möglichst stressfrei reproduzieren zu können. Eine durchaus professionelle Einstellung, wie ich fand.

Nickie war halt der Mathematiker in der Band. Ich sah meine Rolle immer noch in der eines ambitionierten Dilettanten, unsere beiden jüngeren Kollegen steuerten das nötige Quantum mehr oder weniger gezielter Anarchie bei, und in der Summe funktionierte das Ganze gerade live recht gut. Und durchaus ansehnlich, denn Rollfeld war ein hervorragender Tänzer, und auch ich in der Rolle des Frontmannes wusste, mich zu bewegen.

Und nun das.

Einen ersten Auftritt hätten sie auch schon, in vier Wochen im „Pfefferminz“, einem ehemaligen Ausflugslokal mit Tanzsaal an der Obereider, schon Sackhausengebiet. Kieler hatten dieses Etablissement übernommen und auf New Wave getrimmt. Ein Poppertreff.

„Ich krieg noch dreißig Mark von dir, Korg“, sagte Nick. „Wofür, Mann?“ „Probenmiete, Mann!“, Nickie war beleidigt. Und das Gespräch beendet.

Tage später gingen Korg und ich ins „Pfefferminz“, schauten uns Gruppo Sportivo an, die eine schneidige Show ablieferten. Hinterher sogar noch am Billardtisch abhingen, man wechselte Blicke, aber keine Worte. Wäre auch uncool gewesen. In der Disco lief Blancmange, neuer Synthiepop aus England. „Happy Families“ hieß ihr Album, ich mochte es sehr.

Korg erzählte, er hätte neue Sequenzerbeats programmiert, schräges Zeug, meinte er. Dass sie nicht für uns bestimmt sein sollten, versetzte mir einen Stich.

In den kommenden Wochen trafen sich die Offiziere zur Probe auf Zuruf, wir spielten unsere Songs, waren alle sichtlich um Normalität bemüht. Hatten sogar manchmal wieder Spaß. Nickie hielt sich betont zurück.

Eines Abends kam Rollfeld anders als sonst, wirkte leicht abwesend. Zunächst dachten wir uns nichts dabei, als er an den Syn-thie ging, sich ein Mikro schnappte und zu irgendeiner Keyboardphrase „It's a family affair“, einen Satz aus einem Song von Sly Stone, immer und immer wieder intonierte. Bis er schließlich umkippte. Einfach so. Der Junge war total besoffen. Nickie hatte sich in der Zwischenzeit ein halbes Hähnchen vom „Altstadt Grill“ geholt, aß es ungerührt weiter, wischte sich nur ab und zu die Hände ab. „Was machen wir denn jetzt?“, fragte Korg. „Pack mal mit an“, forderte ich ihn auf. Wir hoben unseren Gitarristen hoch, schafften es irgendwie, ihn mit vereinten Kräften an die Straße zu bringen. Ich hielt ein Taxi an, wir bugsiierten ihn in den Fond. Der Kollege war beunruhigt. Ich sagte ihm, er solle sich keine Sorgen machen, dem Jungen sei nur etwas unwohl, es bestünde keine Gefahr des Vomierens. Aus manch eigener bitterer Erfahrung wusste ich, wie unangenehm es war, wenn dir Betrunkene den Wagen voll kotzen. Widerlich.

Korg blieb an Ort und Stelle, ich setzte mich neben Rollfeld, hielt ihn fest. Er murmelte etwas, das ich nicht verstand. Nach sehr langen und bangen Minuten bei ihm zu Hause angekommen, zahlte ich, zog ihn mit Hilfe des Fahrers aus dem Auto. Wir wankten zur Haustür, mehr schlecht als recht um Haltung bemüht. Seine Mutter öffnete, die jüngste Tochter stand hinter ihr. Mama Rollfelds Ausdruck im Gesicht wechselte binnen Sekunden von ungläubig zu erschrocken, als ihr klar wurde, in welchem erbärmlichen Zustand sich ihr Sprössling befand. „Der ist ja betrunken!“, rief sie entsetzt aus. „So ist es“, erwiderte ich. „Aber das war er doch noch nie“, sagte sie ungläubig. Der Kerl wird 20, dachte ich und überließ die Familie ihrer Schälung, begab mich zu Fuß zurück in die Nienstadtstraße.

Korg war verschwunden, nur Nickie wartete noch auf mich. Sie hatten bereits alles eingepackt. „Geschält“, meinte ich. „Zu jung“,

antwortete er grinsend. „Lass uns was trinken gehen“, schlug ich vor, „zur Feier des Tages“. Wir versackten im Grill nebenan.

D. Rats sollten ihren Auftritt an einem kalten Märztag haben. Nickie und ich waren geladen, dem Ereignis beizuwohnen.

Als Nickie abends zu mir kam, waren wir nicht sicher, ob wir überhaupt gehen würden. Mein Bruder hatte den Roland und seinen Rickenbacker dabei, wollte lieber über einen neuen Song reden. Über ein Bassthema, das mich leicht an „Bela Lugosi's Dead“ von Bauhaus erinnerte.

„Sex in diesem Haus“ wäre ein guter Titel, dachte ich gerade, als plötzlich das Telefon klingelte und sich ein aufgelöster Korg meldete. Aus einer Telefonzelle. Raf war gar nicht erst erschienen, berichtete er, Lampenfieber. Und Brunhild weigerte sich, ohne ihn aufzutreten. Sie hätten versucht, die Dame zu überreden, doch ohne Erfolg, sie säße gerade mit Rollfeld auf einem Bootssteg. Dem Wirt hätten sie noch nichts gesagt, doch inzwischen war es kurz vor neun. Und um zehn sei Showtime. Ob wir einspringen würden? Sonst gäbe es ein Desaster. Ich reichte den Hörer weiter. Nickie hörte kurz zu, fragte nach Equipment, nickte dann.

Während er Bass und Maschine einpackte, versuchte ich, Lurchie zu erreichen. Ohne Erfolg. Bei Peer Wiese hatte ich mehr Glück, überredete ihn, zum Laden zu fahren, uns einen Bassverstärker zu leihen. „Notfall“, sagte ich. „Weil ihr es seid“, meinte er. Wir schnappten uns die Sachen, gingen rüber, mussten dort noch gut eine halbe Stunde auf Wiese warten. Hektik. Verstärker auswählen, ein paar Ersatzkabel und Stimmgerät. Peer bot an, uns zu chauffieren. Auf der Fahrt besprachen wir, wie wir die Songs ohne meine Perkussion inszenieren würden, denn die hatten wir im Lagerraum gelassen, Zeit für Soundcheck hatten wir keine.

Es war schon nach halb elf, als wir eintrafen. Die drei warteten vor der Tür, unsere beiden Kollegen waren verzweifelt, denn der Wirt sei soeben draußen gewesen und hätte mit harten Konsequenzen gedroht, wenn die Band nicht sofort auf die Bühne ginge. Das Mädchen machte den Eindruck, als hätte sie den Ernst der Lage nicht verstanden. Sie war sehr jung. Fragil. Dunkelblond und hübsch wie eine, der man ansah, dass sie aus gutem Hause mit Blockflötenunterricht und Reitstunden stammte.

In Windeseile brachten wir die Sachen rein, vorbei am verblüfften Wirt. Der Laden war proppevoll, die Leute unruhig, sie hatten für mehr als nur Disco gezahlt, fühlten, dass irgendwas nicht stimmte. Ein Mix aus Normalos, Popporn und Gothics – der Name D. Rats hatte den harten Kern gelockt. Unterschiedlicher hätten die Lager kaum ausfallen können. Es gab bereits erste feindselige Blicke untereinander, das eine oder andere Gezicke. Ich konnte den Betreiber verstehen, dies hier könnte komisch enden. Während die Offiziere die Bühne klar machten, einstöpselten und stimmten, griff ich mir den Hausmixer. Erklärte ihm kurz, was er zu tun hätte, schrie ihm im nervösen Lärm der Disco zu, bitte kleinen Hall auf Drums und Synthie, alles andere trocken, vor allem die Stimmen. Er schien erleichtert, dass überhaupt mal einer das Wort an ihn richtete, es endlich losgehen würde.

Ich war gerade mit der Einweisung fertig, da sah ich, dass Nickie den Daumen hob, ungefähr in unsere Richtung blickend. Ich bahnte mir den Weg durch die Menge, bekam einige Schubser vom schwarzen Block ab, enterte die Bühne. Und mitten in „Promised You A Miracle“ von Simple Minds startete Korg die Drum-Machine. Geschrei von unten, Zittern bei mir oben. Ich betete, der Jockey möge geistesgegenwärtig die Scheibe runterfahren, wusste auf der anderen Seite, dass ich mich auf Nickie würde verlassen können. Denn „Positiv“ hatte den Vorteil, dass erst der Beat, dann der Bass, schließlich der Rest einsetzte – der perfekte Soundcheck. Und ja, Nickie ließ sich Zeit, bis er den Rickenbacker kommen ließ. Und der kam wie eine Ejakulation. Ich schrie „Sex in diesem Haus!“, und der Song ging ab. Wir gaben es ihnen hart, mussten Adrenalin abbauen. Es gab einige Feedbacks, doch recht schnell klang alles ausgewogen, so ich den Monitorboxen trauen konnte. Im Mittelteil, als Rollfeld und Korg das Inferno losbrachen, meine Person die fehlenden Becken und Snare durch rhythmisches Atmen im besten DAF-Stil kompensierte, bemerkte ich, wie jemand aus dem Publikum auf die Bühne klettern wollte. Brunhild. Ich riss sie hoch. Ohne zu zögern, nahm sie mir das Mikro aus der Hand, hechelte, stöhnte, dann kreischte sie. Um gleich darauf in einen gefakten Orgasmus überzugehen, der prompt vom Publikum zurückkam: Gejohle und „Ausziehen!“-Schreie. Wir hatten sie.

Den Rest des Sets beschränkte sie darauf, sich mit mir und Rollfeld die Tanzschritte zu teilen, so anmutig, wie es nur junge Mädchen können. Ihren schönen Kopf hielt sie dabei hochgereckt, stolz und kühn. Sie musste in der Vergangenheit Ballettunterricht genossen haben, denn ihre Haltungsnote war eine glatte Eins.

Am Schluss gab es frenetischen Applaus, sogar die Goten klatschten. Glück gehabt. Das meinte auch der Veranstalter, als wir alle erledigt im Backstage saßen. D. Rats hätte Zukunft. Mit dieser Lady an Bord könne nichts anbrennen, sagte er. Dann zählte er Korg zweihundert Mark in kleinen Scheinen auf die Hand und ging.

„Na, Leute, jemand was trinken?“, fragte Nickie. „Du, Rollfeld?“, setzte er ironisch nach. „Vielen Dank“, verneinte dieser und schaute angelegentlich zur Seite.

„Hier sind deine dreißig Mark, Mann“, meinte Korg an Nickie gerichtet und wollte ihm, über den Gagenanteil hinaus, drei Zehner reichen. „Nicht meine, unsere, Mann“, parierte Nickie schmallippig und nahm das Geld.

„Lasst gut sein, Jungs“, bat ich, „genug geschält heute“.

# Korg

---

Was wusste ich schon von Korg? Eigentlich nicht viel. Bis auf wenige Ausnahmen, zum Beispiel wenn wir Konzerte besuchten oder Szeneläden ansteuerten, beschränkten sich unsere persönlichen Kontakte auf die Probentermine.

Als Zivildienstleistender in einer Kirchengemeinde im Südteil der Stadt oblag ihm der Transport hilfloser oder älterer Personen, zuweilen auch Kinder- oder Jugendgruppen. Korg hatte eine großzügige Dienstwohnung direkt am Kreishafen, am Kanal, zugewiesen bekommen. Im Hause befanden sich Büros und zwei Garagen für die VW-Busse, diese Dienststelle war für gemeinnützige Transportdienste zuständig. Sie lag inmitten von Kornspeichern, Werkstätten, Schuppen, einer Texaco-Tankstelle, einer Hafenarbeiterkneipe namens „Fahrenheit“, Kränen und Tanklagern.

Tagsüber herrschte reges Treiben auf altem Kopfsteinpflaster, nachts lag das Hafengelände so gut wie brach; diffus ausgeleuchtet hätte es in seiner lauernden Stille durchaus für die Kulisse eines Spionagethrillers getaugt.

Über allem thronte die gewaltige Eisenbahnhochbrücke, stählerne Industriearchitektur des frühen zwanzigsten Jahrhunderts, ein genieteter Koloss aus massivem Eisen, bildlich mit einem Bein im Norden, dem anderen auf der Südseite des Kanals. Jeden Abend zog es abertausende Krähen dorthin, in Wolken schaurigen Krächzens eilten sie ihrem Schlafplatz entgegen, und für Minuten verwandelten sie das Areal in eine Geisterbahn, Mitreisende gesucht, kraachte es vom Himmel hoch.

Ich überlegte, ob Korgs rollender Seemannsgang die Kirchenfürsten unterschwellig bewogen haben könnte, ihn an diesen Ort zu verbringen. Zwar waren die einzigen Schiffe, die Korg in seinem Leben bisher gesehen hatte, die, die an seinen Fenstern vorbeifuhren, doch war ich mir sicher, dass er – schon aufgrund seiner Gangart – mit einer Anhalterbewegung vom Anleger aus die Kähne sofort hätte stoppen und anheuern können.

Ich war nur ein einziges Mal bei ihm zu Gast gewesen, die Wohnung war hell, nüchtern und funktionell eingerichtet. Sein Dienstherr konnte sich auf einige dekorative Überraschungen gefasst machen, spätestens, wenn Korg nach Ende seines Einsatzes die Räume verlassen würde. Denn die Wände zierten Graffiti in Schwarz und Silber – Korg nutzte die Flächen, um sein grafisches Talent auszuleben, das er ohne Zweifel besaß.

Überall lagen Bücher herum, „Clever & Smart“-Comics. Und viele Tapes. Zwar ließ Korg den angesagten New Electronic Pop vom Schlage Depeche Mode oder Talk Talk als solchen durchgehen, wenn er denn nur gut war, doch ich wusste, auf seinen C-90-Bändern wurde dem wahren harten Underground gefrönt.

Am Synthie war er Autodidakt, schon seit längerem der Faszination von synthetischen Klangwelten erlegen, „Warszawa“ von Bowie und Eno hatte 1977 eine Initialzündung ausgelöst. In der Stadt hatten sich im Laufe der Zeit auch andere, „gelernte“ Keyboarder einen Synthesizer zugelegt, sei es auch nur als modische Attitüde. Doch am Ende des Tages blieben die meisten das, was sie nun mal waren: Jazzrock-Daddelheinis.

Korg dagegen repräsentierte den Synthieboy der neuen Generation, schon von der Optik her: er schien mit seiner oversized US-Fliegerjacke in schwarzem Leder verwachsen zu sein, trug sie sommers wie winters. Weiße japanische Edwin-Jeans waren ein neues Habenmüssen, und Korg hatte sie, kombinierte sie mit gesprayten T-Shirts – eins seiner Lieblinge trug den Schriftzug „Geld“.

Seine Glatze war einer 2-mm-Einmalrüberrasur gewichen, beides stand ihm, denn der Kelch eines flachen Hinterkopfes war an ihm vorübergegangen. Nicht nur sinnbildlich gemeint, er hatte in vielerlei Beziehung einen eigenen Kopf.

Musikalisch immer für eine Überraschung gut. Oder eben nicht, denn sein manchmal jugendlich-leichtsinniges Verwechseln von Chaos mit Konzept führte zu Konflikten mit gewissen Brüdern im Rahmen des Freie-Offiziere-Projektes. Kriegsdienstverweigerung einmal anders.

Nickie hatte ihm neulich vorgeworfen, dass oft, wenn wir eine neue Idee verfolgten, Korg zwar geniale Momente kreierte, großartige Stimmungen oder Hooklines beisteuerte, doch wenn es zur Wiederholung kommen sollte, schien er sie vergessen zu haben, bereits Minuten nach Findung aus seinem Kopf verbannt, für immer von der Tastatur seines Spielzeuges verschwunden. „Ab sofort lasse ich von vornherein das Band mitlaufen“, nölte unser Bassmann, „dann brauchen wir anschließend nicht immer einen Nachforschungsantrag zu stellen, um rauszukriegen, was du da gerade gespielt hast.“ Schwere Geschütze. Korg schlug dann mit seinem Totschlagargument, dem bereits erwähnten „Totproben“ zurück. Und ich fühlte mich bei solchen Anlässen nur noch alt.

Dennoch, Schälen mit System setzt eine gewisse Planbarkeit voraus, da hatte Nickie Recht. Du-brauchst-nichts-zu-

können-aber-das-musst-du-gut-machen, diese an sich sympathische Punk-Philosophie musste zwangsläufig dann an ihre Grenzen stoßen, wenn man über den erregenden ersten Schaffensmoment hinaus diesen auch beim nächsten Mal mit gleicher Intensität zum Schwingen bringen wollte. Und genau das wollten wir. Wir wollten was bewegen und waren bereit, einiges dafür zu investieren, unter anderem Disziplin, Ausdauer und harte Arbeit. Ich war mir zuweilen nicht sicher, inwieweit Korg in diesen Punkten mit uns war.

„Was ist es?“, hatte ich ihn bei meinem Besuch gefragt. „Was ist was?“, kam die Antwort. „Na, das was wir machen“, sagte ich. „Landlärm“, meinte Korg nach kurzem Überlegen und schaute mich amüsiert an. „Ende offen“, fügte er hinzu. Ich erwiderte seinen Blick, zwinkerte zurück.

Auch das andere Geschlecht mochte ihn. Zwar sprachen er und ich nicht explizit über das eine oder andere Abenteuer, über das man hin und wieder stolperte. Doch die Welt war klein hier.

Eine Freundin von Dunja hatte sich in Korg verschossen, wie sie mir erzählte, als wir eines Tages am Eiland saßen, eine kalte Sonne genossen, dem Harte-Arbeit-Wahrer-Lohn-Gehämmer von der Ahlmann Carlshütte gegenüber lauschten und das Treiben im Obereiderhafen verfolgten, der Konkurrenz zum Kreishafen. Nun, zu diesem Mädchen würde es kaum eine geben, sie war eine eurasische Schönheit mit tollen Händen und einem sanftmütigen Herzen. Und dieses fühlte sich von Korgs wildem Blut angezogen. Ähnlich wie Dio seinerzeit bei mir hatte auch diese Frau ihre Schüchternheit und das dämliche Rollenverhalten, dass Männer stets den ersten Schritt zu tun hätten, überwunden, war auf ihn zugegangen und hatte es bis in sein Wohnzimmer geschafft. Dort hatte man Musik gehört, etwas geplauscht, Korg mit fettem Joint zwischen den Lippen, zwischen Tape rein in den Recorder, Tape wieder raus, neues rein. Sie hatte das Gras abgelehnt, ihr stand der Sinn nach anderem Törn.

„Mach doch mal was“, hatte sie ihn aufgefordert und die Rolle war für einen Augenblick zurück. „Was denn?“, hatte er etwas unwirsch geantwortet.

„Was glaubst du, warum ich hier bin?“, hatte sie provozierend gefragt und damit die Klassik erneut zum Teufel jagt.

Okay, hätte er erwidert und ein neues Ding gedreht. Ihr anschließend den Joint mit der Frage „Groß genug?“ hingehalten und sein Gegenüber mit schmalen Augen gemustert, auf die Wirkung seines Wortspiels wartend.

Die kam auch prompt, kurz danach war sie gegangen. Am Schlafzimmer, an ihrem Ziel vorbei zur Tür, die ein Poster des Kinofilms „Am Anfang war das Feuer“ zierte. „Wie passend“, berichtete sie, „ein bisschen mehr davon hätte ich mir schon von deinem Kumpel gewünscht. Aber ich bin ihm nicht böse. Vielleicht ist er ja schwul?“

„Ich bin es jedenfalls nicht“, meinte ich und grinste sie voll an, Rolle vorwärts. Sie lächelte zurück und wir machten uns auf den Weg zu mir.

Sie hatte wirklich tolle Hände.

# Rollfeld

---

Was wusste ich schon von Rollfeld? Eigentlich nicht viel. Bis auf wenige Ausnahmen, zum Beispiel wenn wir Konzerte besuchten oder Szeneläden ansteuerten, beschränkten sich unsere persönlichen Kontakte auf die Probertermine.

Als Zivildienstleistender war Rollfeld Heimschläfer, denn seine Dienststelle lag gleich um die Ecke. Im Kreiskrankenhaus war er der Physiotherapie zugeteilt, in der Bäderabteilung kümmerte er sich um den Fango-Nachschub. Packungen glühend heißen Heilschlammes unterschiedlichen Ausmaßes, die Rollfeld in die Kabinen transportierte – die Patienten mussten sich drauf legen und wurden von Therapeuten mit Decken eingewickelt. Zwanzig Minuten stark schwitzen, danach durfte Rollfeld auspacken, das schweißstriefende Zeug abgießen, vom Plastik befreien und dem Ofen zur erneuten Verflüssigung übergeben.

Diese unappetitlichen Details schilderte er mir eines Abends, amüsierte sich sichtlich über meinen Ekel. Ich hatte immer wieder abgewinkt, den Kopf zur Seite gedreht, „iuh, hör auf!!!“ gerufen, doch diesen Gefallen tat er mir nicht. Rollfeld war ein Durchzieher.

Mit ihm zusammen, fuhr er fort, hätte seinerzeit ein großer, kräftiger Typ vom Lande angefangen, auch ein Zivi. Der Mensch sei Drummer und dem Heavy Metal verfallen. Die beiden hätten sich schon was überlegt, Zwei-Mann-Besetzung, nur Schlagzeug und Gitarre, Rollfeld werde den Gesang übernehmen, der sich allerdings pro Song nur auf ein wahlweise geröcheltes, geröhrt oder gepresstes Wort beschränken würde: „Virgin!“ Grinsend erzählte er, wie man sich die Ausstattung vorstellte: „Alles in Weiß. Weiße, blutverschmierte Pflegerklamotten, weiße Plateaus, weiße Verstärkertürme, weiße Schlagzeugburg, weiße Gibson Les Paul. Bühne in weißer Lackfolie.“ Ich musste an dralle Krankenschwestern in Straps denken. Als Security oder Stagehands. Hätte doch was.

„Habt ihr schon einen Namen?“ wollte ich wissen. „Sygehus“, erwiderte er sofort. Dänisch für Krankenhaus. Siechenhaus. „Mit Doppel-S geschrieben“, und ich wusste, was jetzt kommen würde: „So wie die SS-Runen bei Kiss.“ „Du weißt, wer mit dem Scheiß angefangen hat, oder?“ „Klar“, meinte er, „Black Sabbath: Sabbath Bloody Sabbath, 73. Zwei S, zwei Runen.“ Monsteralbum. Kannte er natürlich.

Der Junge war ein wandelndes Lexikon. Was er tat und wusste, hatte meist Hand und Fuß. Was wir als Band zu schätzen wussten. Und da war er wieder, dieser Stich, wie ich ihn damals im „Pfefferminz“ verspürt hatte, Korg mit seiner Schilderung neuer Beats, die nicht für uns gedacht waren. Und nun Rollfeld mit seinem Landmetall, auch ohne uns.

Allerdings auch ohne Korg.

Neue Verlustmeldungen, denen auf Rollfelds Seite in der Vergangenheit eine, wenn auch von weitaus gravierender Natur, vorausgegangen war.

Als sein Vater starb, war Rollfeld gerade mal 10 gewesen.

Er war als einziger Mann im Haus unter drei Frauen groß geworden, Mutter und zwei jüngere Schwestern. Die ältere knospte bereits, und wenn entsprechende Bemerkungen fielen, quittierte er diese mit gespielt-entrüstetem Nasenrumpfen oder einem vernichtenden Blick, je nach Tagesform.

Schauspiel- und Musiktalent hatte er von seinem Vater geerbt. Der hatte ihm eine akustische Gitarre geschenkt, die Rollfeld immer noch besaß und natürlich wie einen Schatz hütete. Über Beethoven war er zu den Beatles gelangt, gefolgt von Led Zeppelin, danach Bob Marley, schließlich Dead Kennedys und zurzeit Tuxedomoon, düsterer, elegischer Elektropop.

Rollfeld kultivierte eine charmante dunkle Seite, nicht nur vom Äußeren. Er kleidete sich stets in ausgesprochen geschmackvollem Schwarz, war einer der ersten, der in der Schule in Anzügen und sehr kurzen Haaren auftauchte, wie Korg mal erzählt hatte. Und der schnell Nachahmer fand.

Wir hatten ihn nicht nur als einen guten Tänzer kennen gelernt. Sondern auch in anderen Bereichen konnte er seinem Körper interessante Ausdrucksformen verleihen: bei einer Session beobachtete ich, wie er während einer Passage, die ausschließlich Beats und Sequenzer beinhalten sollte, plötzlich die Gitarre auf den Rücken verlagerte und in der nächsten Bewegung zu einer antiken Schmerzstatue versteinerte, das Gesicht wie trauernd verzogen, den Kopf merkwürdig nach unten geneigt, die Schultern etwas hochgezogen, Hände zum V leicht ausgestreckt und das linke Bein zu einem perfektem L geformt. Als auch die anderen dieser skurrilen Pose gewahr wurden, mussten wir abbrechen, weil wir vor Lachen nicht mehr konnten. Worauf aus Richtung Statue die Bemerkung „Griechischer Wein“ kam, und danach wälzten wir uns auf dem Boden.

Diese Sorte von Humor gefiel mir außerordentlich. Auch empfand ich seine freundliche Distanz nie als kalt oder überheblich, was anderen Leuten nicht unbedingt so ging. Auf einer Party, die privat begonnen hatte und später zu einer fast öffentlichen ausgeartet war, hatte sich ein älterer LSD-Hippiemalkünstler, der dort reingeschneit war, wohl von Rollfelds elitärem Auftreten provoziert gefühlt, zunächst einen verbalen vulgären Schlagabtausch gesucht und war, als er merkte, dass man sich auch dazu nicht herabließ, auf Rollfeld losgegangen und hatte ihn die Treppe runter geworfen. Freunde des Gastgebers indes hatten die Szene verfolgt und das Hippie-Arschloch einer körperlichen Züchtigung unterzogen, bevor er seinerseits den Geschmack der Stufen kosten durfte. Doch da war Rollfeld bereits leicht lädiert gegangen.

Von Brunhild erfuhr ich die Tage, wie er zu seinem Nom de Guerre gekommen war, sie hatte ihn danach gefragt. Ich hatte den Herrn anlässlich seines jungfräulichen Besäufnisses lediglich zur Haustür geleitet, bei ihm zu Hause war ich noch nicht gewesen. Anders Madame, man schien inzwischen auch privat zu verkehren, sich näher zu kommen, zumindest vermuteten wir Brüder das.

Brunhild erzählte, von der Decke seines Zimmers hingen – an Angelseide aufgehängt – unzählige, akribisch zusammengebaute und sorgfältig lackierte Flugzeugmodelle. „Das reinste Bombergeschwader“, meinte sie. „Bist du denn jedenfalls sicher gelandet?“, wollte ich wissen. Sie schien die Frage nicht verstanden zu haben, denn es kam keine Antwort. Oder sie wollte nicht verstehen.

Doch irgendwas war im Busch, denn neulich, bei einer Probe, war Rollfeld plötzlich verschwunden.

Nach ein paar Minuten ging ich raus und wollte sehen, wo er war. Er saß auf der Treppe und schaute missmutig auf die Rückseite von Wieses Laden. Ich setzte mich dazu und schwieg zunächst. „Was ist?“, fragte ich dann. „Geschält“, meinte er, ohne mich anzuschauen. Zündete sich eine Zigarette an.

„Läuft da was mit Brunhild?“, fragte ich vorsichtig.

„Frag sie doch selbst.“

Jemand einen Stuka kaufen?

# Vorhang

---

Dali hatte sich gemeldet. Erzählte, er hätte uns im „Pfefferminz“ gesehen. Den Leuten im Stadttheater von der aufregenden Szene berichtet, die mehr und mehr am Start war. Die künstlerische Leitung hätte sich bereit erklärt, kurzfristig einen Versuchsballon namens „Junge Musik“ zu starten.

Dali hätte außerdem eine Gothic-Band an der Hand. Girls of Doom, eine Frauenband aus Kiel. Ob wir dabei wären? Wenn alles gut lief, fügte er noch hinzu, könne er mehr für uns tun, auch Türen bei Plattenfirmen öffnen, Kontakte wären kein Problem.

„Wann denn?“, fragte ich. „21. April, ein Freitag“, antwortete er. Mein Geburtstag, mein siebenundzwanzigster.

Die ideale Gelegenheit, drum herum zu kommen. Um den Familienrat, denn in letzter Zeit hatte es Diskussionen gegeben. „Wie lange soll das eigentlich noch so weiter gehen?“, wollte Mo von mir wissen. „Du hast Abitur, bist ein kluger Junge und was machst du? Du fährst Taxi. Ich weiß gar nicht mehr, was ich den Leuten sagen soll, wenn sie mich fragen, was meine Söhne so tun. Wenn aus dir noch mal was Anständiges werden soll, dann musst du dich beeilen. Du wirst 27, falls du das vergessen haben solltest. Und wie du aussiehst...“ Gut, ich hatte meinen Haarschnitt verändert, den Schädel rasiert, nur die Deckhaare lang gelassen und hellblond gefärbt, in Strähnen mit Brix nach hinten gelegt. „Wie bei der Hitlerjugend“, meinte mein Vater.

Ich informierte die Band bei nächster Gelegenheit. Nickie sagte, er würde Dali anrufen. „So, so, Plattenfirmen. Mal ausloten, was der wirklich kann“, meinte er. „Außerdem spielen wir nicht vor Frauen“, warf Rollfeld ein. Wir mussten lachen, wussten, was gemeint war.

Wenig später hatte Nickie alles klar gemacht, meinte, wir könnten es ja mal probieren. Dali hatte ihn gebeten, Fotos beizubringen, denn das Theater würde die nötige Öffentlichkeitsarbeit übernehmen. Wir baten einen befreundeten Fotografen, den Job zu übernehmen. Als Location wählten wir ein Parkhaus. Die Band hatte sich mächtig in Schale geschmissen, alle in schwarzem Outfit. Rollfeld und ich im Anzug, Korg in obligatorischer Lederjacke, und Nickie hatte den Vogel abgeschossen: der junge Herr von Demher posierte in einem langen dunkelgrünen Gestapo-Ledermantel mit aufgespraytem „F.O.“ in Silber. „Schön doppeldeutig“, meinte Korg. „Fuck off“, übersetzte Rollfeld. „Frohe Ostern“, grinste ich.

Tatsächlich erschien kurz vor dem Gig ein Artikel über die „Junge Musik“ in der örtlichen Presse. Die Girls of Doom und wir mit Foto, im Artikel war, was uns Offiziere betraf, von „eingängig“ und „tanzbar“ die Rede.

Eingängig und tanzbar. Denen würden wir es zeigen.

Am Tag der „Jungen Musik“ war Dali sehr aufgeregt. Hätte diverse Plattenfirmen angesprochen und eingeladen, tat ansonsten recht geheimnisvoll. Außerdem hatte er schon was getrunken, wie seine Fahne verriet.

Wir teilten uns den Künstlergarderobenbereich mit den Kielerinnen. Die uns nur kurz zunickten, bevor sie sich in ihre Kabine zurückzogen. Unter ihnen war aber auch keine so attraktiv, dass wir übermäßiges Bedauern empfanden.

Stattdessen wurde bei uns auf meinen Geburtstag angestoßen, und zwar ordentlich. Brunhild hatte unseren Vorschlag abgelehnt, mit auf die Bühne zu gehen. Sie meinte, das sei jenes eine Mal gewesen, welches man nicht wiederholen könne. Rollfeld enthielt sich jeglichen Kommentars.

Die „Girls“ hatten ihre Schminkspiegel wohl weidlich ausgenutzt, denn als sie zu ihrem Auftritt herauskamen, erblickten wir fünf perfekte Siouxsie And The Banshees-Epigonen, Kajal-Orgie, schwarz gefärbte Haare, hoch gesprayed, Fummel aus der Mottenkiste, zerrupft und mit Löchern in den Strumpfhosen. Die reinsten Gespenster. Dali turnte theatralisch herum, sprach aufmunternde Worte. Erntete genervte Mienen.

Wir sahen uns deren Show von der Bühnenseite aus an. Die Performance war nicht schlecht, nur der Sound ein einziger Brei. Ich bemerkte, dass Nickie intensiv mit Lurchie sprach, was mich beruhigte.

Das Theater war gut gefüllt. Viele junge Leute waren gekommen, aber auch das Bildungsbürgertum war erschienen, wahrscheinlich Abonnenten. Offen für experimentelles Theater, bedeutungsschwangere Monologe, anspruchsvolle Lesungen.

Wir hatten noch ein bisschen Zeit bis zum Auftritt, die ich nutzte, um mir von zu Hause jenen Gegenstand zu holen, den ich als kleine Überraschung im Vorfeld besorgt hatte. Einen Stahlhelm, bei Hackbarth erstanden. Und der passte. Ich packte ihn in eine Aldi-Tüte und schlenderte zum Theater zurück.

In der Garderobe angekommen, herrschte dort leichte Nervosität. Nickie blickte erst vorwurfsvoll auf die Uhr, dann misstrauisch auf die ausgebeulte Tüte. „Vertraut mir“, schickte ich in die Runde, „keinen Schweinkram diesmal, versprochen“. Dann ertönte auch schon der dritte Gong, und wir machten uns auf den Weg zu den Brettern, die die Welt bedeuten. In meiner Hand die Aldi-Tüte.

Korg ließ abfahren, ich schrie „Junge Musik Deutschland!“ und der Sound kam mir vor, als würde man in einen Umzugskarton rufen. Doch ich vertraute Lurchie.

Nach der ersten Nummer gab es zögerlichen Beifall. Danach gaben wir ihnen „Pissco!“, und ich sah, wie die ersten Hörer den Saal verließen.

Ich setzte den Stahlhelm auf, „Schlachtfeld!“ – die Band mit Flakscheinwerferbatterien und anschließendem Tieffliegerangriff. Ich ging nach vorn und salutierte vor dem Publikum, grinsend meine Parolen skandierend. Ich genoss den Waffengang von hinten und beobachtete weiteres Lichten der Reihen vorn.

Ich setzte den Helm in der Folge auch nicht ab, denn bei „ABC-Alarm!“ sollte er zu vollen Ehren kommen. Wenn ich gesangstechnisch frei hatte, schritt ich salutierend über die Bühne, wandte mich zur linken, dann zur rechten Seite. Ich grüßte die oberen Ränge, schmetterte ein fröhliches „Heil dir, junge deutsche Musik!“ in Richtung Logenplätze.

Wir hatten das Programm leicht umgestellt, „High Heels!“ vor „Gesicht!“. Bei „Heels!“ kam das „Buh!“, wie nicht anders zu erwarten. Und bei „Gesicht!“ gellende Pfliffe aus dem Karton.

Freie Offiziere behielten das Oberkommando, wir ließen uns nicht aus der Ruhe bringen, zogen unser Ding erbarungslos durch. Erst beim Finale zog ich blank, mit den Worten „Helm ab für die Punx!“ nahm ich die stählerne Kopfbedeckung ab. Um anschließend mit Rollfeld wie Flummis auf den Brettern, die die Welt bedeuten, herumzuhüpfen. Feder feder feder, baller baller baller. Dann gaben wir ihnen den Rest, den Gnadenschuss.

Als das Licht anging, war der Saal leer. Bis auf die ersten beiden Reihen, dort hatten sich diejenigen platziert, die wohl Gefallen fanden. Man beklatschte uns. Ich grüßte zurück. Es gab keinen Vorhang.

In der Garderobe schütteten wir uns aus vor Lachen. Korg zündete einen Joint an, gab ihn mir mit den Worten „Glückwunsch, mein Punk-Führer!“ weiter. „Wo steckt denn der Impresario?“, fragte Rollfeld. „Und wo sind die Plattenfirmen?“, Nickie grinste, nahm den Joint.

Zusammen machten wir uns auf die Suche. Wichen ärgerlichen Ordnern aus, suhlten uns in den Blicken junger Damen, die letzte Mäntel ausgaben.

Erreichten schließlich die Bar, um noch rechtzeitig mitzuerleben, wie dienstbare Geister den Herrn Impresario vom Boden aufkratzten, betrunken, total hinüber. Von den Damen und Herren des Plattenbaus keine Spur. Zumindest sprach uns niemand an. Hielt uns Verträge unter die Nase.

Dann eben nicht.

Alle ernüchtert ab.

# Pop

---

Mit dem Frühling kam das Licht. Die Natur erwachte und ich bekam meinen Liebeskummer immer besser in den Griff. Tauchte er plötzlich wie ein unwillkommener Besucher auf und wollte wehtun, ließ ich ihn durch mich hindurchfließen und versickern. War er einfach nur da, ignorierte ich ihn, so gut es ging. Wissend, dass er irgendwann von selbst aufgeben würde. Eine Erinnerung, ein Ahnen vergangener Sehnsüchte und den Geruch nach schaler Melancholie hinterlassend.

Talking Heads war für ein Open Air-Konzert auf dem Segeberger Kalkberg angekündigt, dort, wo sonst die Karl May-Festspiele stattfanden. Die Band war zugleich ihr eigener Support, denn Tom Tom Club im Vorprogramm war Talking Heads ohne David Byrne, dafür mit Gästen wie dem Gitarristen Adrian Belew und eigenen Songs wie „Wordy Rapping-hood“. Die Heads-Bassistin Tina Weymouth teilte sich den Gesang mit ihren Schwestern auf der Gästeliste. Intelligenz tanzt. Und wir waren dabei.

Ich lernte eine attraktive Auszubildende kennen. Sie sprach mich auf einer Party an, hatte unser Theaterstück gesehen. War ganz begeistert. Wie ich von ihr, vor allem von ihren großen Lungen. Und von ihrer schönen Haut, einem dunklen Teint mit faszinierend blonden Härchen.

Sie tauchte öfter bei unseren Proben auf, und ich gab alles. Wir hatten zwei neue Songs in Arbeit, besagtes „Sex in diesem Haus“ und ein schnelles Thema von Korg, „Erster“. Manchmal gingen sie und ich danach spazieren, sie erzählte mir, Männer hätten es ganz leicht, gut auszusehen: Jeans an, T-Shirt drüber, fertig. Ich ließ mir Zeit, hörte nur zu, gab aber schon zu verstehen, dass ich sie mochte. Mehr wollte.

Kam ich nach Hause, lagen stets Zettel, Karten, kleine Notizen vor der Tür, auf denen in ausdrucksvoller Handschrift Liebesbekundungen und Vermisstenmeldungen zu lesen waren. Sie würde ihren „großartigen“, „göttlichen“ Offizier vermissen. Sie hätte von mir geträumt. Mehr davon.

David Bowie veröffentlichte sein „Let's Dance“-Album, und der gleichnamige Titelsong sollte der absolute Sommerhit 1983 werden. „Put on your red shoes and dance the blues“, sie und ich schmolzen dahin. „If you say run, I'll run with you... If you say hide, we'll hide... Because my love for you would break my heart in two... If you should fall into my arms... And tremble like a flower...“ Himmel. Im Juli sollte er im Rahmen seiner „Serious Moonlight“-Tour auf dem Kalkberg spielen, ich lud sie ein, wir fuhren mit Papas Granada hin. Als Bowie im taubenblauen Anzug und blondem Schopf langsam den langen Weg vom oberen Blockhaus auf dem Gipfel runter zur Bühne beschrift, die Menge ihn allmählich erkannte, erhob sich extatisches Geschrei, und ich fasste einen Entschluss. Als er den Hit spielte, beugte ich mich zu ihr, wollte sie küssen. Doch sie wich aus, ich wurde unsicher und verlegen, ließ ab. Ich hielt das ganze Konzert durch, wagte ab und zu einen scheuen Blick, der nur zögernd erwidert wurde. Was war los? Nach dem Konzert fasste ich mir erneut ein Herz, wollte sie im Auto küssen, ihr an die Lungen. Doch sie wich zurück. „Was ist los?“, fragte ich. „Nichts“. „Wie, nichts? Du schreibst mir Briefe, schmachtest ab, gibst mir zu verstehen, dass du mich auch magst, und jetzt weichst du mir aus. Was ist los?“ Schweigen. „Was?“ Schweigen. „Hör mal, wenn du schon sonst nicht den Mund aufmachen willst, dann mache ihn jetzt wenigstens auf.“ Man beachte die Logik.

Schweigen, dann: „Ich muss dir was sagen.“ Bitte. „Es ist nicht so, wie du denkst.“ Ist klar, hatte ich mir schon gedacht. Wieder Schweigen. Dann, nach ein paar Minuten: „Dein Bruder.“ Was war mit meinem Bruder? „Was ist mit meinem Bruder?“ Wieder Schweigen, zusammengepresste Lippen. Ich verlor die Geduld, brüllte: „Raus mit der Sprache!“

„Ich meine deinen Bruder.“

Nein.

Sie hatte. Die ganze Zeit. Meinen Bruder. Im Auge. Gehabt. Wollte sich. Die ganze Zeit. Über mich. An meinen Bruder ranmachen.

Nein. „Ist nicht wahr?“, fragte ich. Doch, sagte ihr Nicken.

Nie hatte es in Vergangenheit einen geschockteren Offizier gegeben. Nie einen schweigsameren auf einer Rückfahrt. Nie einen, der bei Ankunft schneller die Beifahrertür aufgerissen hatte. Nie.

Nie.

Sie schlich sich davon. Und der Offizier dachte an Exekution, an Standgericht, an Stricke, die von verdorrten Bäumen in der Sierra Leone hingen. Zu David Bowies „Modern Love“. Während der Motor lief.

Zuhause musste ich schon fast wieder lachen. Ich rief Nickie an. Berichtete. Nach der ersten Sprachlosigkeit haben wir so gelacht, dass uns die Tränen kamen, wiederholten die Story immer wieder. „Und wie war das Konzert?“ Wieder Tränen. Gelacht.

Serious moonlight over.

# Strass

---

Im August fuhr ich mit Pauli in den Urlaub nach Menorca, Mallorcas kleiner Schwester. Der erste Flug meines Lebens und mein erster Ausflug seit Äonen. Es war so heiß, dass an einem Tage alle Hühner an Hitzschlag kollabierten. Und starben, wie man uns an der Rezeption erzählte.

Ich langweilte mich zwischen Krebsbritten, Hummerholländern und Handtuchdeutschen. Aß menorquinisches Eis, Zitrone oder Orange in und aus ihren tiefgefrorenen Fruchtkörpern, trank Longdrinks, scannte die Pornobritinnen mit Strassohrringen, in Mini, Spaghettitops und Riemchenheels.

Bändelte mit einer reiferen Engländerin an. Ging mit ihr aufs Zimmer. Sie wollte, dass ich auf ihre Strasskette um den Hals kam. Machte ich.

Pauli freundete sich mit einigen spanischen Models an, die in Hotels Modenschauen catwalkten. Die Damen hatten exquisite Dope-Connections, besorgten schmierige „Culitos“ aus Marokko. Hießen so, weil sie anal geschmuggelt wurden.

Wir kiffen, was das Zeug hielt, saßen gesteinigt unter gleißendem Sternenhimmel am Hafen der Hauptstadt Mahón.

Gingen in Discos tanzen. „Sexual Healing“ von Marvin Gaye aus den Lautsprechern. Wollten mit den Models, die auch dort waren, Liebe machen.

Machten die aber nicht.

Ich langweilte mich unsäglich. Es war heiß. Viel zu heiß.

Ich rauchte Analitos und ging in schwarzer Punkmontur an den Strand. Jeans, T-Shirt drüber, Hundehalsband um, fertig. Nie war es für Männer leichter, gut auszusehen. Der Anblick von Krebsbritten, Hummerholländern und Handtuchdeutschen kühlte mich wieder ab.

Irgendwann wollte ich nur noch, dass unser Flieger käme.

Machte er.

**Ausgerechnet heute...**

# Handspiel

---

Zurück in Deutschland hörte ich, dass Dali sich wieder gemeldet hatte. Voller Reue, hatte sich entschuldigt, meinte, das Theater sei vielleicht nicht der passende Rahmen gewesen. Doch einen solchen hätte er jetzt.

Die Nordmarkhalle. Eigentlich eine alte Viehhalle avancierte dieser Ort in den frühen Siebzigern zum Rockmekka. Größen wie Frumpy mit Inga Rumpf, Udo Lindenberg und sein Panikorchester, Can, Man, Ekseption, Golden Earring und Alexis Korner waren dort gewesen. Ab Mitte der Siebziger regierte immer mehr die Discowelle. Und irgendwann kam das Ende, obwohl noch eine Sensation angekündigt wurde, Black Sabbath. Doch als die Band die Halle zum Soundcheck betrat, soll sie sich umgeschaut und gleich wieder gegangen sein. „Zu klein“, hätte Ozzy Osbourne befunden.

Nun, so klein war sie dann auch wieder nicht, gut tausend Leute passten rein. Wie er sie denn voll kriegen wolle? Bestimmt nicht mit uns als Headliner.

„Ihr seid doch Fans des Futurologischen Congress, nicht wahr?“ Mit einem triumphierenden Grinsen eröffnete er uns, dass er eine Option auf den 30. Oktober hätte. Wir bräuchten nur noch zuzustimmen, dann würde er die Sache perfekt machen. „Weltspartag“, meinte Korg.

Als wir Tage später die Plakate in der Stadt sahen, platzten wir vor Stolz. In großen schlichten weißen Lettern auf schwarzer Vollfläche stand dort „1. Futurologischer Congress“, darunter, wenn auch wesentlich kleiner, „Freie Offiziere“. „Billing“ nannte man das im Fachjargon, Headliner wurden stets prominenter als Supporter promotet. Wir nahmen es billigend in Kauf.

Der große Tag war kalt und regnerisch. Nicht so die Offiziere, wir hatten uns mit Sonne im Herzen vorbereitet, sogar unsere beiden neuen Songs im Programm. Happy Discotrash.

Nachmittags beim Ausladen des Equipments passierte das Unglück. Nickies Peavey-Bassverstärker kippte irgendwie um und knallte mir auf die rechte Hand, just in jenem Moment, als ich sie auf die Ladefläche gelegt hatte, um mich vor Entern dieser abzustützen.

Es schien nichts gebrochen, aber die Hand schwoll schnell an. Pauli fuhr mich ins Krankenhaus. Nichts kaputt, aber ich trug einen Verband so groß wie ein Baseballhandschuh. Ausgerechnet heute. Egal, ich würde es wie seinerzeit im „Pfefferminz“ machen, auf die Perkussion verzichten, mich auf die Stimme konzentrieren.

Als wir zurückkamen, hatte es weiteren Stress gegeben. Nicht nur, dass der „Congress“ fast den gesamten Platz der Bühne in Anspruch nahm, nein, der Berliner Roadmanager wollte Lurchie auch keinen Raum für Mischpult und Effektgeräte bewilligen, jedenfalls nicht hinten in der Halle. Den würden seine Roadies schon brauchen. Nickie wurde verdammt laut. Nach einigem Hin und Her platzierte sich unser Lurch mehr oder weniger dicht vor der Bühne. Ich war so sauer, ärgerte mich dermaßen über diesen arroganten Scheißer mit seinem „Vastehste?“, dass ich ihm am liebsten auf die Fresse gehauen hätte, vastehste? Ging aber nicht. Und Dali war nicht zur Stelle.

Unser Soundcheck war eine einzige Hallorgie. Die Töne flogen uns nur so um die Ohren. Wir trösteten uns mit der Aussicht auf volles Haus, schallschluckende Menschenmassen. Den des „Congress“ übernahmen deren Roadies, check check hier, snare snare da, und jetzt die Synthies.

Auch backstage bekamen wir die Futurologen nicht zu sehen. Ich hatte mir gedacht, schaut mal rüber, sagst hallo, waren ja mal meine Helden, sind vielleicht gar nicht so wie ihre Crew. Doch vor der Berliner Tür hatte sich ein Schrank aufgestellt, meinte, eventuell nach der Show. Hätte noch gefehlt, dass er „Kleena“ hinzufügte. Ich trollte mich, ging in unseren Bereich, hielt mich am Catering schadlos undleckte meine Wunden.

Die Offiziere blieben cool. Auch, als eine halbe Stunde vor Auftritt endlich Dali erschien. „Wo warst du denn?“, blaffte Nickie ihn an. „War mit der Band was essen. Und, alles klar?“ Mit der Band was essen. Nichts war klar gewesen, nörgelten wir und erzählten. „Na, jetzt ist ja alles gut“, meinte er. „Wie viele sind denn schon da?“, wollte Korg wissen. „Wird“, meinte Dali.

Als wir auf die Bühne gingen, hatten sich vielleicht dreihundert Leute eingefunden. Die Halle wirkte gähnend leer. Und kalt. Ich dachte, jetzt ein paar warme Worte und sagte: „Hi, wie geht es euch? Hoffe, besser als mir!“ Hallo, Woodstock. Korg startete die Machine. Hall Hall Hall. Ich bemerkte seinen verblüfften Blick, schrieb diesen der gigantischen Echokammer zu, in der wir uns befanden. Doch sein Augenmerk galt Lurchie. Der Mann hatte viele unserer Proben und Gigs mitgeschnitten – auch dieses Happening war als Recording geplant, sollte es doch etwas Großes werden. Doch aus der Revox stieg Rauch auf.

Ich schrie „Scheiß Berlin!“ und wir hallten uns durch die Nummern. Waren Rollfeld und ich sonst immer in Bewegung gewesen, so blieben wir jetzt regungslos stehen. Hall Hall Hall und wie ging noch mal der Text? Nickie blickte die ganze Zeit auf seinen Fender. Er wird ihn auch gespielt haben, aber ich hörte keinen Ton. Das Einzige, was mir zu Ohren kam, waren wirre Synthies und fliehende Gitarren. Das Einzige, was ich sah, waren Lurchies hilflose Augen, die immer wieder zur Decke starrten.

Schemenhaft nahm ich ein paar Zuschauer wahr, die wie unsere Töne ziellos durch die Halle irrten. Die Offiziere waren bedient. Die Offiziere waren scheiße.

„So schlecht nun auch wieder nicht“, meinte Lurchie anschließend, als wir wütend im Backstage saßen, uns und den Ort verfluchend. Er wollte uns trösten. Keine Chance.

Nickie verließ den Raum und suchte Dali. Er wird ihn gefunden haben, denn er kam mit fünfhundert Mark in bar zurück. „Wie hast du das denn gemacht?“, fragte ich. „Weltspartag“, meinte er und deutete auf seine Faust.

Bleibe noch zu erwähnen, dass der 1. FC zwar auch mit der miesen Akustik zu kämpfen hatte, das Problem aber in Starbesetzung löste. Profis an den Reglern, Profis auf der Bühne. Von „Schützt die Verliebten“, der Zukunftsmusik, die mich seinerzeit auf Acid in den Weltraum katapultierte, spielten sie sehr wenig.

Kaprizierten sich stattdessen auf „Wer spricht?“, den Nachfolger. Routinierter Cocktail-Wave. „Lava. Ist weich. Nicht. Fest und hart.“ Sie wirkten kühl und unbeteiligt, fand ich.

„Berliner eben“, meinte Korg.

# Pause

---

Rollfeld würde nach Berlin gehen.

Eröffnete er uns Tage später.

Hätte sich zum Sommersemester 84 eingeschrieben.

Kunst und Philosophie.

Würde demnächst schon rübermachen.

Vastehste?

Wohnung suchen und so.

„Betrachtet es als Pause.“

Meine Hand wusste es besser.

Keine Vorwürfe.

Nur Schmerzen.

**Mehr Boy, weniger Kott...**

Jaja, George Orwell. Jaja, big brother is watching you. Jaja, David Bowie. Sound And Vision... In Nineteeneightyfour...

Sound and vision were lost. Denn Rollfeld war weg. Unser geniales Herzstück, einer unser Impulsgeber, was Klang, Humor, Konversation und Fantastic Dancing betraf, an die Mauerstadt, an Kunst und Philosophie verloren. Und nicht zu ersetzen, darüber waren wir uns einig. Wir hatten uns zu dritt getroffen, überlegt, ob und wie wir weitermachen könnten, es dann aber verworfen. Wir meldeten uns bei Wiese ab, sehr zu dessen Bedauern, und ich hatte das Gefühl, er meinte das nicht nur geschäftlich. Wir holten die Sachen raus, die wir bei „Rock City“ gelagert hatten.

Nickie hatte sich von Dunja getrennt. War ihrer manischen Eifersucht satt, wie er mir erzählte, die Dame belauerte ihn überall, machte ihm Szenen. Hatte er Schicht, setzte sie sich an den Tresen und blieb bis Feierabend. Big sister is watching you.

Er war zu Lurchie und dessen Freundin gezogen, Benji, eine Pianistin, wie ihr Freund ein fröhlicher Mensch von Bildung. Sie wohnten in einer großzügigen Altbauwohnung am Rande des Neuwerks. Einst als Quartier vom dänischen König angelegt, gingen die Straßen strahlenförmig vom Paradeplatz ab, trugen die Bezeichnungen von Edelleuten seiner Tafel. Baron, Ritter, Königin. Malerische Gassen.

Zwar gab es immer noch viele Fachwerkhäuser, kleine Geschäfte, Handwerk, doch war das Viertel inzwischen heruntergekommen, von den Bürgern der Reinholdsburg wurde es abfällig als „Nachtjackenviertel“ bezeichnet. Hier hauste die Boheme, Kiffer, Trinker, Arbeitslose. Künstler und Menschen, die sich nur eine kleine Miete leisten konnten. Viele Alteingessene. Hier gab es jede Menge Kneipen, Nachtclubs, Sexshops. Das Quartier war rund um die Uhr belebt. Hier bekam man alles.

Lurchie und Benji wohnten in der Königstraße, dem Amtsgericht gegenüber. Ganz oben, 5. Stock. Backstein. Alles an dieser Wohnung war groß, großbürgerlich. Die Eingangstür, der Flur, die Küche, das Bad, der Balkon zur Straße. Groß waren vor allem die Zimmer, vier an der Zahl. Parkett. Nickie bezog das hintere, mit Blick auf alte Gewerbegebäude, Büsche und Bäume.

In der Wohnung gab es viel altes Leder, Bücher, Kunstobjekte. Alles wirkte gemütlich, aber nicht überladen. Weiße Wände, schwere helle Vorhänge. Hier wohnte Geschmack.

Man hatte sich ein Musikzimmer eingerichtet. Ein E-Piano von Benji, ein Fender Rhodes. Und Lurchies Ausrüstung: Mischpult, Effekte, Mikro, Kopfhörer, Verstärker. Ein Mini-Moog. Und, ganz neu, einen Roland „Jupiter“-Synthesizer, schon polyphon, also mehrstimmig. Nickie hätte es nicht besser treffen können.

„Alte Offizierswohnung“, meinte er lächelnd. „Hör bloß auf“, sagte ich. „Wir machen weiter“, sagte er. „Mit wem denn?“, erwiderte ich. „Mal sehen, wer uns so über den Weg läuft“, er schien seinen Optimismus nicht verloren zu haben.

Ich sah das nicht so. Rollfeld fehlte mir, ich vermisste seinen schrägen intelligenten Humor. Seine Schlagfertigkeit, Begeisterungsfähigkeit, seine Spontaneität, Dinge sofort auszuprobieren.

Ich litt an Entzugserscheinungen, was die Musik betraf. Sich nicht mehr mit den anderen treffen zu können, um neue Sounds and Visions zu kreieren, machte mich unglücklich. Pauli merkte das, schlug vor, wie früher wieder Sport zu machen. Gierig griff ich zu, und bald hatten wir ein tägliches Trainingsprogramm ausgearbeitet, das wir auch durchzogen: laufen, Sit-ups, Liegestütze, deren Anzahl wir stetig steigerten. Wir entwickelten einen Wettbewerb untereinander, konnten das Ergebnis bald fühlen, denn es wurde sichtbar. In Form von Muskelmasse und straffer Körperhaltung.

Korg trieb sich mittlerweile mit den „Anarchisten“ rum, einem lockeren Punkhaufen, der mal hier eine Party veranstaltete, dort mal was sprayte, oder einfach irgendwo Lärm machte. Jedes Mal, wenn ich ihn traf, berichtete er enthusiastisch von neuen Entwicklungen. Grafiken, Gruppierungen, Guerilla.

Im April wurde ich 28. Meine Besten waren gekommen, es gab ein kleines Buffet, Musik, Wein, Bier und Gras. Mit meinen Eltern hatte ich einen Burgfriedens geschlossen, wir ließen uns in Ruhe. Auch wenn mir die mahnenden Blicke meiner Mo nicht entgingen. Mütter müssen schreien. Vater hatte ein neues Auto, einen weißen Mercedes 190 E. Den Ford Granada hatte er seinen Söhnen für kleines Geld überlassen, meistens stand er bei Nickie.

Dio und ihr Typ wohnten um die Ecke, doch ich sah sie fast nie. Und wenn, war es mir egal. Fast egal. Einmal, als ich mit dem Granada die Schleifmühlenstraße runterbretterte, sah ich die beiden Arm in Arm vor Hackbarths Schaufenster stehen, sie trug irgendetwas Gelbes. Kurzer Stich, kam, ging. Doofe Dauerwelle.

Ansonsten träumte ich jungen Röcken hinterher, doch viele hatten sich mittlerweile in Karottenjeans verwandelt, und die Pumps in Cowboystiefel.

Am 1. Mai, dem Tag der Arbeit, klingelte es. Später sonniger Vormittag, ich hatte gerade gefrühstückt und geduscht. Wollte später mit dem Granada wohin, erst zu Muttern, dann mal sehen.

Ich drückte auf die Gegensprechanlage, doch keine Antwort. Ich ging nach vorn und schaute aus dem Fenster. Unten stand Korg mit Gitarrentasche in der einen, einem Kofferverstärker in der anderen Hand. Er rief, schrie irgendwas, doch ich konnte ihn nicht verstehen. Aus dem „Come in“ lief schon zum x-ten Male ein Song von den Eurythmics, Autos fuhren vorbei. Komm hoch, gestikuliere ich.

„Kommst du mit, ne Demo schälen?“ fragte er. Irgendeine DGB-Veranstaltung auf dem Paradeplatz, er hätte das Stromkabel schon ausgekundschaftet, das er anzuzapfen gedenke. „Das Konzept?“ fragte ich. Korg grinste maliziös. „Klassenkampf“, sagte er. Ich packte mein Case mit Snare, Stativ und Sticks und folgte ihm. Wir verstaute die Sachen im Ford und fuhren los.

Auf dem Platz stand eine Bühne, ein Redner redete, Fahnen wurden geschwenkt. Geschätzte zweihundert Leute, viele Fahrräder. Beifall oder Pfiffe wurden laut, je nach Inhalt des Vortrages. Trillerpfeifen erklangen. Eigentlich meine Domäne. Punx.

Wir parkten vor der Christkirche. Korg dirigierte mich zu einem Kabel, das linker Hand von der Bühne aus gesehen auf dem Boden lag, weit genug entfernt von der Meute. Korg holte eine billige Gitarre raus. Wie er den Kofferverstärker anklemmte, sich den nötigen Saft besorgte, blieb sein Geheimnis. Gut, ich war auch kein Elektriker. Mein Aufbau ging schnell: Stativ ausrichten, Snare rein, Drumsticks, fertig. Korg drehte Volumen und Hall voll auf, britzelndes Rauschen, dann erklang frenetisches Geheule, atonales Feedback. Maschinengewehrsalven von der Trommel. Wir machten keine Gefangenen. Und siehe, bald verstummte der Redner. Ungläubige Blicke der Teilnehmer, die erst nicht recht kapierten. Dann rief der Redner: „Hey, Sie! Sie stören eine ordnungsgemäße Demonstration! Hey! Aufhören! Sofort aufhören! Seid ihr irre?“

Musik in unseren Ohren, wir malträtierten unsere Instrumente nach Leibeskräften. Einige lösten sich aus dem Pulk, näherten sich. Bärte mit Gutmenschen dran, Drohgebärden. Wütende Schreie. Ich stoppte. Montierte schnell die Snare ab, griff mir das Stativ und schwang es über den Kopf. Schwer genug. Korg jaulte weiter. Dann Polizeisirenen, Korg übernahm den Ton sofort. Ein Wagen hielt vor uns, zwei Bullen sprangen raus. Einer hielt die Menge in Schach, der andere bewegte sich auf uns zu. Korg stoppte jetzt auch. „Was ist hier los?“ wollte der Bulle wissen, ein recht junger Typ mit Schnauzer. „Wir sind ein freies Kunst- und Philosophiekombinat und machen hier Musik“, sagte Korg ganz cool. „Das ist nicht angemeldet“, schnauzte der Bulle. „Das ist Ruhestörung!“ fügte er hinzu. „Das da ist Ruhestörung“, sagte ich und deutete auf die Demo. Die Leute hatten sich noch immer nicht beruhigt, pöbelten in unsere Richtung. „Jetzt werden Sie mal nicht affig“, schnauzte der Schnauzer. „Einpacken und mitkommen!“ „Wohin denn?“ fragte Korg. „Zur Wache, Sie kriegen eine Anzeige! Los!“

Unter unflätigen Verwünschungen der Demonstranten packten wir die Sachen in den Ford. Grinsend. Finger zeigen, rein in den Bullen-Passat. „Wem gehört der Wagen“, fragte der andere Scherge. „Mir“, antwortete ich. „Haben Sie Papiere?“ „Klar, Mann.“ „Was getrunken?“ „Nein, Mann.“ „Für Sie Herr Wachtmeister, klar?“ Alles klar, Mann. Funkverkehr in der grünen Minna. „Ihr Kollege bleibt hier, Sie können hinterher fahren“, meinte der Polizist, „oder das Auto denen da überlassen“, sagte er und deutete nach draußen. Ich war ihm dankbar. Der Granada hätte die Demo wohl nicht unbeschadet überstanden.

Auf der Wache Personalien. Papiere. Protokoll. Unterschreiben. „So, so“, sagte der Diensthabende, ein Älterer mit Überkämmerfrisur und Bauch, dem man ansehen konnte, dass er schon einiges erlebt hatte. „So, so“, wiederholte er, „ein freies Kunst- und Philosophiekombinat. Interessant. Wie nennt sich denn dieses“, er unterbrach und schaute noch mal in seine Unterlagen, „dieses freie Kunst- und Philosophiekombinat?“

„Gesamtmetall“, meinte Korg.

Zwei Schichten mehr fahren, dachte ich, als ich Wochen später den Bußgeldbescheid in den Händen hielt.

Nachtschichten, die ich mir mit einer neuen Leidenschaft versüßte: Soft Cell. Ich hatte alles von ihnen, mich in dieses britische Duo bis über beide Ohren verliebt, Dave Ball an den Keyboards mit einem Faible für extravagante Elektrobeats, dazu die unvergleichliche Stimme von Marc Almond, dem Sänger und Texter. „Tainted Love“, ein Motown-Cover, war schon vor Jahren ein großer Hit der Sanften Zelle gewesen. Hatte ich zwar wahrgenommen, doch die Band war irgendwie

an mir vorbeigegangen. Doch mittlerweile besaß ich ihr komplettes Werk, alle LPs, alle Maxis, alle auf Tape.

Zu den Klängen zu „This Last Night In Sodom“ jagte ich durch die Sommernächte, las allerhand Strandgut auf, die Boheme, Kiffer, Trinker, Arbeitslose. Künstler und Menschen, die sich nur eine kleine Miete leisten konnten, aber allesamt unterwegs schienen. Arbeiter, Kleinbürger, Spießler, Sextouristen. Gestörte, Bekloppte, Streitsuchende, Überhebliche. Keller, Kneipenbesitzer, Plattenjockeys. Musste lachen, als so einer in einem Nachtclub ein „Ihr seid doch nur neidisch, dass ihr kein Aids habt!“ in die betrunkene Menge mikrofonte – HIV war gerade publik geworden.

Stand vor einem anderen Etablissement, als eine stadtbekannt Kiffergröße die Tür aufriss, und mit den Worten „Rauch mal an!“ ein frisches Schillum reinreichte. „Was das denn?“ fragte ich, als ich eine weißliche Substanz obenauf bemerkte. „Meskalin, darunter Schwarzer.“ Wohlan, Fenster runter, rein damit. Danach wusste ich nicht mehr, wo und wer ich war, und zwar in umgekehrter Reihenfolge.

Irgendwann bemerkte ich, dass jemand neben mir saß. „Schlafen Sie schon?“ fragte mich dieser Jemand.

Die Tour ging nach außerhalb, in irgendein Dorf am Wittensee, ein wunderschöner Sommermorgen. Er sagte nichts. Ich schwebte mit dem Mercedes dahin, konnte auch nicht reden. Denn die Kehle war dermaßen trocken, dass ich keinen Laut hervorbrachte. Angekommen, schaute ich auf das Taxameter und wollte eigentlich den Preis nennen, doch nur ein Krächzen entrang sich meiner. So deutete ich lediglich aufs Display, er guckte komisch, zahlte dann, stieg aus. Ich wartete, bis er verschwunden war, dann schnell schnell schnell aus dem Auto. Ich stürzte mich auf das Gras, in die Halme, schlürfte den Tau. Musste ein erstaunliches Bild abgegeben haben. Anschließend war ich wieder halbwegs in der Lage, dem Funker zu antworten.

Auch die Oberen Zehntausend hatten ihren Spaß. Ich bekam eine Tour in die Adolfstraße, vor einer Stadtvilla warteten zwei Pärchen. Die beiden Herren im Mittelalter, gepflegte Erscheinungen, Pullover über den Schultern. Ihre beiden jüngeren Frauen in Pelzmänteln und Heels. Etwas ungewöhnlich zu dieser Jahreszeit, die Pelze zumindest. Die Pärchen verabschiedeten sich voneinander, und das eine stieg hinten ein. Er Typ gutsituierter Chirurg mit Goldrandbrille, sie eine hoch attraktive Brünette, hielt ihren Mantel geschlossen. Ich achtete nicht weiter darauf. Die Tour ging in ein Besserbeschäftigtentviertel am Kanal. Kultiviertes, müdes Geplauder der beiden während der Fahrt. Er zahlte, sie stiegen aus. Er war schon auf dem Weg zu seinem Besserbeschäftigtenbungalow, doch sie folgte ihm nicht gleich. Sondern blieb vor dem Taxi stehen, blickte mir direkt in die Augen. Als ich mich noch fragte, ob irgendwas nicht in Ordnung sei, sie vielleicht etwas vergessen hätte, öffnete sie plötzlich ihren Mantel. Schwarze Strümpfe, Straps, Halbschalen-BH mit vollen Lungen. Sie blickte mich unverwandt an. Dann schloss sie die Vorstellung, machte auf dem Absatz kehrt und stöckelte zum Hau-seingang, war verschwunden.

Das Ganze hatte nur Sekunden gedauert und ich glaubte, meinen Augen nicht getraut zu haben. Doch die gewaltige Erektion in meinen Jeans belehrte mich eines Besseren.

Ich raste in die Stadt, zurück ins Nachtjackenviertel, bremste vor der „Laterne“, eilte hinein, kurzes Nicken Richtung Tresen, ab auf die Toilette.

Soft Cells „Disease And Desire“ – ich unterschrieb jedes Wort.

Der Herbst kam und Nickie war nicht untätig geblieben. Wie nicht anders zu erwarten hatte er in seinem neuen Zuhause mit Lurchie ein wenig rumprobiert. Heraus war ein Track gekommen, den er mir an einem Nachmittag vorspielte. „Alles unterm Kopfhörer gemacht“, bemerkte er. Was ich hörte, war erstaunlich. Einen puckernden langsamen Beat.

Einen sehr tiefen Bass, ein gleichmäßig rollendes Babadadab, Baa, Babadadab. „Um eine Oktave tiefer gestimmt“, informierte er mich. Darüber Lurchie mit molligen Harmonien, ein paar Glockentöne hier, Spinettsplitter dort, abgerundet durch tastende Streicher. Das Ganze hatte etwas Meditatives. „Wirklich sehr schön“, meinte ich anerkennend. „Uns fehlen die Worte“, sagte Nick, drückte mir ein Tape in die Hand.

Ich hörte den Track wieder und wieder. Die Musik berührte etwas in mir, das ich schon verloren glaubte. Ein Verlangen nach Weichheit, Schönheit, Unschuld. Der pure Kontrast zu dem Leben, das ich führte. Jeden Tag auf der Überholspur verbringend, immer schneller dem Abgrund entgegen rasend. Ich wusste, dieser Lebensstil würde irgendwann in einem Crash enden. In einem tödlichen, jede erste Hilfe käme zu spät.

Diese Musik war die Ruhe selbst.

Sie tat mir gut. Ich wollte keine deutschen Texte, keine Parolen mehr, keine Schälungen, keinen Exzess. Kein Ein. Kein

Elf. Wollte mehr Boy, weniger Kott. Außerdem war der Begriff „Positiv“ durch die diesjährige Entdeckung des HIV-Virus ziemlich negativ besetzt.

Ich schrieb über einen jungen Toten, der die Hand ausstreckt. Flehend. Der junge Tote sprach von Flucht. Vom Wegsehen und Davonlaufen. Vom Leben in selbstgerechter Verantwortungslosigkeit. Erzählte von der einen entscheidenden Weggabelung. Er war falsch abgebogen, nun war es zu spät.

Ich schrieb es auf Englisch. „Death Of A Handsome Person“, und ich meinte mich selbst.

Wir spielten den Song zu dritt neu ein und nahmen ihn auf. Ich stand in einem Kreis von Instrumenten und Zubehör, hatte meine Stimme noch nie unterm Kopfhörer singen gehört, auf Englisch, so direkt, so nah. Fühlte sich sehr gut an. Nickie pushte den Text, setzte leichte Akzente, rollte an, taktete auf, rollte ab. „He said I regret my friend, you missed your chance again. But I see you're dressed up well...“ – Lurchie untermalte die Zeilen mit feierlichem Pathos. Wir hatten etwas Neues geschaffen.

Ich schrieb einen weiteren Text, über Fleisch, Blut und Sünde. „Sex and crime within, look into my deep blue eyes. Shimmering like a jewel in the sea, is it the time to dive down? And explore the ground each second counts, is it the time for a touchdown?“ Ich schrieb über einen Edelstein auf dem Grunde des Meeres, der gefunden werden möchte. Ich beschwor eine imaginäre Schöne, sich damit Zeit zu lassen, sie hätte alle Zeit der Welt, bräuchte keine Angst zu haben. Wir würden uns finden. Unsere Liebe finden.

Ich hatte die Melodie zu einer düsteren Ballade im Kopf. Ich sang sie den anderen vor. Wir programmierten einen sanften, dennoch straighten Beat.

Nickie spielte einen schleifenden Bass am Mini-Moog, Lurchie fügte schwelende Melodien vom Synthie hinzu, die unten leicht kratzten. Und eine Refrainmelodie zu „We don't need to worry; we don't need to hurry...“ Gab einzelne Töne hinein, die sich anhörten, als würde man einen flachen Stein übers Wasser werfen, der dann langsam im Wasser versank. „The Jewel And The Sea“, ein dunkelblauer Synthiepopdiamant. „Erhaben“, meinte Nick. „Sehr schöner Gesang“, sagte Lurchie.

„Das Beste, was ihr je gemacht habt“, staunte Pauli, als ich ihm die Aufnahmen vorstellte. „Ihr seid ein Romantiker, mein Herr“, fügte er hinzu. „Schluss mit Punk“, sagte ich. „Schaffst du das?“, fragte mein Freund. „Bei mir geht's erst richtig los. Ich habe mich mit Korg und zwei von den Anarchisten zusammengetan. NzK.“ „Heißt?“, wollte ich wissen. „Neuzeitliche Krieger“, meinte Pauli. Wir gingen eine Runde laufen.

Meinen beiden Mitstreitern schlug ich vor, unsere zwei Songs als selbstfinanzierte Single zu veröffentlichen, kleine Auflage im Eigenverlag. In Nortorf, rund zwanzig Kilometer weiter südlich, hatte die Teldec ihr Presswerk, man könne sich ja mal erkundigen, was so eine Produktion kosten würde. Ich würde das Projekt „Man Human Here“ nennen wollen, diesen Slogan hatte ich vor Zeiten an einem Eingangsportale eines Studentenwohnheims in Kiel entdeckt, ein hässliches Hochhaus, typisch Siebziger. „Man Human Here“ hatte jemand auf die Tür gesprayt, wie ein Hilferuf: „Hier leben Menschen!“ Ich würde unseren Freund Johnny, der seinerzeit schon die Offiziersfotos geschossen hatte, bitten, dieses Motiv zu fotografieren, wäre das perfekte Cover. Die Jungs zeigten sich angetan, „mal durchrechnen“, meinte mein Bruder.

Nickie schickte eine Kassette nach Berlin, legte ein paar Zeilen dazu. Die Antwort kam ein paar Tage später, ein langer Brief von Rollfeld. Erzählte von seiner Wohnung in Wedding, zwei Zimmer Altbau. Wie aufregend die Stadt sei. Berichtete vom Studium. Und von tausend neuen Platten, Bands und Eindrücken. Wir sollten uns die neue Style Council besorgen, Paul Wellers The Jam-Nachfolger, könne er wärmstens empfehlen. Dass er Blixa Bargeld von den Neubauten im „Dschungel“ gesehen habe, ganz in schwarzem Leder und – mit Gummistiefeln, silbern gesprüht, Schäfte abgeflext. Die Leute hätten eine Gasse gebildet, als er den Laden betrat.

Die beiden Songs hätten ihm gefallen. „In Berlin passiert gerade etwas. Neo-Psychedelia, Elektro trifft Motown trifft frühe Pink Floyd“, schrieb er. Renaissance der Pilzköpfe, wenn auch jetzt mit Haarspray. Er hätte eine Sängerin kennen gelernt, mit einer außergewöhnlichen Soulstimme. Und weiblichem Chor. Alle in Sixtiesklamotten, schwarzweißen Minikleidern und langen weißen Stiefeln. Und mit Bienenkorbfisuren. Er kündigte sein Kommen an. Vor Weihnachten. Übrigens, wenn wir vorhätten, ihn zu besuchen, jederzeit, kein Problem.

„Klingt gut“, sagte Nickie.

An einem Abend vor Weihnachten betrat ein Mod meine Wohnung. Rollfeld kam in schwarzem feinem Strick, darüber ein grauer edler Gehrock. Trug eine Modfrisur, konturierte Koteletten. Smart. Mit braunen Hush Puppies zu blauen Levis

501. Jeans, die eine Besonderheit aufwiesen, nämlich eine Knopfleiste statt Reißverschluss – welche mir in einer Nachtschicht beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Ich war nämlich noch an Reißverschlüsse gewöhnt, musste dringend, schaffte es, an einer Baumgruppe auf den letzten Drücker rauszuspringen, jagte los, wollte runterzippen, schnell schnell, aber dann die verdammte Knopfleiste, die hatte ich nicht auf dem Schirm. Wäre fast in die Hose gegangen. Soll heißen: Ich hatte mir auch ein Paar besorgt, in schwarz natürlich. Von Hackbarth, natürlich. Passte.

In jener Nacht wurde getrunken, viel erzählt, noch mehr gelacht. Neue alte Scheiben gehört, die Rollfeld mitbrachte. Sixties-Soul. Sergeant Pepper. Aber auch jenes Neo-Psychozeug, von dem er berichtet hatte. The Dies, The Das. Schwere Drogenorgeln, Mellotron, lange Titel mit Subtext in Klammern, kryptische Geschichten, Fuzzgitarren, Wah-Wah. Wie Pink Floyd 1967. Brokat, Seide, Paisley, Chelsea-Boots. Retro-Coverart, Blubberschriften, stilisierte Regenschirme. Hatten wir das nicht schon lange hinter uns? Mochte mir gar nicht ausmalen, was da auf uns zukommen könnte. Wenn, wie Rollfeld berichtete, alle Welt wieder „Revolver“ von den Beatles oder „Cloud Nine“ von den Temptations hörte und so klingen wollte. Andy Warhols „Factory“ wieder Thema war. Trotzdem, interessant. Ich hörte ein Pendel schwingen.

„Wann spielen wir wieder?“, fragte Nickie.

Zwischen den Tagen trafen wir uns bei Peer Wiese. „Aha, die Herren Offiziere sind wieder da“, meinte unser treuer Händler. „Nicht ganz“, sagte Rollfeld. Nickie hatte sich eingehend mit dem Roland-Synthesizer beschäftigt, die Rhythmusprogramme gecheckt. Ihn faszinierten die Handclaps, in der Art, wie sie bei Prince And The Revolution klangen: schack schack. Nick steuerte mit dem „Jupiter“ unsere 606 an, kombinierte deren analoge Leichtigkeit mit den neuen digitalen Sounds. Er stellte uns einen Beat vor, uptempo, heavy. Dazu einen Basslauf, den er wie einen Drachen steigen ließ. Rollfeld stieg ein und spielte ein Funkriff, kurze Breaks, beschränkte sich auf einen Akkord. Ich sang: „I can smell the smell of tragedy. Broken pictures of romance. I'm lost in your eyes.“ Dann, in erhobener Stimmlage: „I'm trembling as if it was the first time I kissed your lips. I'm shaking as if it was the last time I touched your skin.“ Als Refrain: „Feed me your song; let me devour it all night long. Until we can't go on.“ Break, weiter im Text: „I'm losing weight, whenever I see you.“ Ein paar Male wiederholen, mit den Worten spielen, Brücke, Schluss.

„Ich nehme ab wann immer ich dich sehe“, grinste Rollfeld. „Super.“ Am nächsten Tag baten wir Lurchie dazu und nahmen „Feed Me Your Song“ auf. Und ein weiterer sollte noch folgen.

In der ersten Woche des neuen Jahres 1985, kurz vor Rollfelds Abreise, präsentierte Nickie einen Beat in alter Motown-Manier, ein bisschen wie „Ill be there“ von den Four Tops. Schnell, knackig, primitiv im besten Sinne. Zu simpler Bassdrum, Snare und Hi-Hat von der 606 gesellten sich harsche Handclaps, die die Eckpunkte markierten: schack schack. Schackagg gagg. Und auch hier ließ er den Souldrachen steigen, nur ein prägnantes Thema vom Bass: dab da dabab, Pause, dudadubdadab da dudab. Hoch und runter. Rollfeld ließ erstes vorsichtiges Phasing kreisen. Auf mein Zeichen setzten beide aus, und zum puren Beat sprach ich: „Mama. There's one thing I must tell you now. Last night. When everything seemed to be all right, I woke up. And I, I heard a voice.“ Wieder Einsatz der beiden. „I heard a voice last night. I heard a voice last night. And there were cars. Rush hour cars. Acceleration. Part of a race. To escape. From boring places like this. From hollow people like you.“ Einsatz Funkmaster Rollfeld und Soulbrother Nickie, meine Stimme nach oben: „Is there no way? To escape from? Country eggs?“ Ab in den Refrain: „I peel your head tonight!“ Mehrfach wiederholen, dann: „And I hear your voice!“

Angriff der Soulbienen im Mittelteil. Zu Offizierszeiten hätte Rollfeld den Part noch zerstochen, aber jetzt hörte ich ein sehr gefühlfolles, fast bluesiges Akkordsolo. Nur pure Gitarre, Effektgerät ausgeschaltet. Die Jazzmaster lächelte glücklich, endlich mal wie zu Zeiten ihres Baujahrs, wird sie gedacht haben.

Rollfeld lickte sich zurück ins Thema, zurück in den Funk. Ich wiederholte mehrmals „I am a county egg“, Nick antwortete mit „I peel your head tonight“. Call and response, wie im Blues.

Lurchie hatte mitgeschnitten. Wir waren wieder zusammen.

Back to sound and vision.

# **The Dies, The Das!**

# Shirts

---

Rollfeld war zurück nach Berlin. Wir würden dort so schnell es geht einen Gegenbesuch machen.

Ich war glücklich. Ich mochte das, was wir kreiert hatten. Beide Varianten. Den dunklen warmen Synthipop, den hellen weißen Elektrosoul. Wie würde eine Verschmelzung klingen? Eine Kernreaktion?

Eines Abends, ich hörte gerade „Surfs Up“ von den Beach Boys, eine Platte, die ich wieder rausgekramt hatte, klingelte es. Noch ein Geist vergangener Tage. Dio. In Cowboystiefeln, Karottenjeans, brauner Lederjacke mit ausgestellten Schultern, die Art, wie Grace Jones sie populär gemacht hatte. „Wen haben wir denn da?“, rief ich überrascht.

„Kennst du mich noch?“, fragte sie. „Komm rein“, sagte ich. Kurzes Klopfen. Kam. Ging. Sie stand erst ein wenig unschlüssig im Raum, stiefelte dann rüber ins Schlafzimmer, nahm auf dem Bett Platz, in voller Montur. „Kenne ich noch“, meinte sie mit einem Lächeln, das mir bekannt vorkam, wohl verführerisch sein sollte. Früher mal gewesen war. Ich bot ihr was zu trinken an. „Er geht zu den Nutten“, sagte sie. Hä? Sie wiederholte, ließ sich dann darüber aus, wie scheiße das denn bitte sei. Wäre ihr zu Ohren gekommen. Aus verlässlichen Quellen. Sie würde sich von ihm trennen. Doch zunächst trennte sie sich von ihrer Lederjacke. Trug nur einen schwarzen BH. „Ist das nicht ein bisschen kalt?“, fragte ich. „Nicht, wenn man am richtigen Ort ist“, erwiderte sie.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Blieb wo ich war. Sie schaute mich an. Ich schaute auf ihre Cowboystiefel. „Und?“, fragte sie. „Was, und?“, erwiderte ich. Sie senkte den Blick. „Du willst mich gar nicht mehr“, sagte sie. Sie ging. Ich empfand nicht einmal so etwas wie Rachegefühle.

Das Einzige, was ich wollte, war so schnell es ging nach Berlin fahren, Rollfeld sehen. Hören, reden, weitermachen.

An einem Donnerstag Ende Januar waren wir dann unterwegs, sahen einem langen Wochenende in der Mauerstadt entgegen.

An der innerdeutschen Grenze erwarteten uns aufwändige Kontrollen. Pässe. Aussteigen. Kofferraum öffnen. Wo wir hinwollten? „Berlin“, antwortete ich. „Berlin West“, wurden wir belehrt.

Mit maximal einhundert Stundenkilometern Höchstgeschwindigkeit über den Transit, einige Westautos, viele Trabis, Wartburgs, scheue Blicke der Insassen, unser gelegentliches Winken wurden nicht erwidert. „Wir sind der Feind“, sagte Nick. Ein Vopo-Wartburg fuhr einige Kilometer parallel zu uns auf der linken Spur, wir blieben bei exaktem Tempo 100.

„Könnte denen so passen“, sagte ich. „Warten die nur drauf“, erwiderte Nickie. „Guck dir mal die Stinkerbox an“, sagte ich. „Können die auch Lippen lesen?“, fragte mein Bruder.

Abzweig Berlin. „Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik“ stand auf dem Schild, geradeaus. „Berlin (West)“, rechts ab. „Klammern können die“, sagte Nickie und wir lachten. „Das erste Mal, dass mir rechts sympathisch ist“, stellte ich fest.

Checkpoint Honecker, wieder dasselbe Prozedere mit Pässen und Autocheck und dann Berlin (West). Ohne große Mühe fanden wir den Bezirk Wedding, alte Arbeitergegend. Altbauzähne und zum Teil noch ganze Zeilen (dass nach den verheerenden Bombenangriffen im Krieg überhaupt noch irgendwas stehen geblieben ist, ging mir durch den Kopf...), Neubauten (noch nicht eingestürzt), viele Brachflächen. Rollfelds Haus, eins vor einem Haus vor einem Haus, lag gegenüber einer solchen, wir parkten, packten Klamotten und Schlafsäcke aus und gingen rein. Im vierten Stock seine Wohnung, klein, spärlich möbliert mit vielen vielen LPs, Dusche in der Küche und WC auf der Etage. „Volles Programm“, kündigte der Gastgeber an.

Im Laufe der nächsten Tage sollten wir erfahren, was er damit meinte. Wir hingen im „Kumpelnest“ ab, im „SO 36“, waren im Plattenladen des „Wahren Heino“ (wo ich die erste Creation und das Debüt von Pink Floyd erstand), sahen ein Konzert der Bangles (Leadsängerin Susanna Hoffs sah umwerfend aus und spielte eine schwarze Rickenbacker – ich wollte sie beide) im „Metropol“, wo wir anschließend fast im Billardraum versackt wären, sahen im Kino am Kurfürstendamm die Wiederaufführung von Billy Wilders Ost-West-Komödie „Eins, zwei, drei“ von 1961, „Türkische Früchte“ von Paul Verhoeven von 1973. Dazwischen stürmten wir die Dönerläden und Supermärkte, um entweder was zu essen oder uns mit Bier zu bevorraten. Irgendwann mussten wir auch mal geschlafen haben, obwohl ich mir da nicht sicher war. Denn Rollfeld bewies eine erstaunliche Kondition, noch in der letzten Nacht zum Montag rezitierte er gegen vier Uhr morgens laut schlimme Dinge aus Marquis de Sades „Justine“ von 1797, sicktest Hardcore XXX. Brüllendes Gelächter. Bis uns lautes Ballern gegen die Wand verstummen ließ. „Oha, die Oma von nebenan“, sagte er. Später erfuhren wir, dass die alte Dame ein paar Wochen kein Wort mit ihm gewechselt hatte. Musste wohl eine Menge seines Vortrages mitbekommen haben...

Neben reden reden reden und zeigen zeigen zeigen hatte er auch noch einen neuen Song. „Syd And The Moon“ spielte er

uns auf einer akustischen Gitarre vor. Im Text ging es um die Frage, ob man die Nebel hat fliegen sehen, die Monde weinen, die Dämmerung leuchten. Und wo ist Syd? Auf dem Mond, oder war er nur kurz schwimmen gegangen? Das Lied hatte nicht nur das mysteriöse Verschwinden jenes legendären Pink Floyd-Gründers zum Thema, Rollfeld zitierte auch musikalisch aus dessen Frühwerk, ohne als billiger Kopist dazustehen. Der Song war ein leiser Folktraum, endete mit der Zeile „When will you shine again?“.

„Wann erscheinst du denn wieder?“, fragte ich ihn zum Abschied. „Im März, für eine Woche“, antwortete er.

Es war wohl schon deutlich nach Mitternacht, als wir an einem dieser Checkpoint Mielkes ankamen. Wir waren mehr als erledigt, ich fuhr. Der Vopo steckte die Nase durchs Beifahrerfenster, sah uns Kaputte und fragte: „Wo soll's denn hingehen?“ „Nach Hause, Mann! In den Westen, Mann!“, zischte Nickie laut. Danke, Bruder, dachte ich. Und dann mal rechts ran, dann mal Visitation, dann mal Auto auseinander nehmen, das wir anschließend selber wieder zusammenbauen dürfen... Aber nein, der Vopo zuckte nicht mal mit der Wimper und winkte uns durch. „Mann, Nickie“, zürnte ich. „Ist doch wahr, Mann!“, antwortete der Gescholtene.

Zuhause im Westen packte ich mein restliches Equipment in den Ford und fuhr die paar Meter rüber zu „Rock City“. Immerhin noch die vier verbliebenen Paiste-Becken inklusive Originalcase plus Pearl-Galgen, die Snare mit Spezialstativ und Case, Zubehör. Nur den Hocker nicht.

„Wo willst du da denn mit hin?“, fragte mich Peer, „ziehst du wieder ein?“ „Eintauschen gegen die Rickenbacker, die du im Fenster hast“, sagte ich. Ein Modell wie jenes, das Pete Townsend von den Who in den Sixties gespielt hatte. Unter anderem deshalb, weil es sich so schön leicht zerschmettern ließ, wie er mal einem Magazin verriet. „Und gegen den Vox da hinten“, ich deutete auf den AC 30-Verstärker, der in einer Ecke stand. „Außerdem brauche ich noch Kabel und Stimmgerät“, fügte ich hinzu. „Sonst noch was?“, fragte er. Schaute sich die Sachen an, meinte, sie wären nicht mehr ganz neu. „So wie die Klampfe“, sagte ich. „Frühe Siebziger. Aber voll okay“, er nun ganz der Händler. „Was willst du denn noch drauf packen?“, wollte er wissen. „Probenwochen mit der Band“, sagte ich ernst. „Nimm mit“, sagte Wochen-Wiese. „Gitarrenkoffer?“, fragte ich. „Ist inklusive“, antwortete er und verdrehte die Augen.

In den kommenden Wochen, so ich nicht fahren, schlafen, essen, einkaufen, sauber machen oder sonstige Vosenarbeiten zu erledigen hatte, Beach Boys, Beatles, Floyd oder Creation hörte, ließ ich mir die Haare zum Pilzkopf wachsen und spielte auf dieser wunderschönen Traumfrau. Lernte ihren Korpus kennen, den langen Hals, rekapitulierte alles, was Perry mir seinerzeit beigebracht hatte, bekam von Nickie Tipps und Anregungen zum Spielen, übte Griffe, lernte, wie man von Dur nach Moll gelangt, wie man Saiten aufzieht, holte mir Blasen, Hornhaut, blutige Finger.

Und hatte bald meine Erfolgserlebnisse in Form von drei neuen Songs.

„Zuzan“, eine Boy-meets-Girl-Nummer, ein flotter kleiner Popper als Reminiszenz an die heiße Silvesternacht 84/85 auf Koks mit einer Frau, die ich im „Manno“ abgeschleppt hatte. „She's drinking my wine, she's breaking my spine. She's out of control. She's my. Hole. Lot. Of all.“ Konnte es halt nicht lassen. „Faster (Than The Speed Of Light)“ war ein lustiger kleiner Raser, Boy-wants-Girl, allerdings mit einem hin und her gerissenen Boy: „At highest speed into your arms I come running. At highest speed out of your reach I am running away.“ Und „Burning Castles“, eine Ballade in Moll, inspiriert durch „Julia Dream“ von Floyd; ich hatte auch deren „Relics“ wieder entdeckt. „Your love is a shield; your love is a weapon. Standing in the field, where the seeds of desperation grow. Guide me out of burning castles...“

Rollfeld konnte kommen.

Rollfeld kam und wir schlossen uns bei „Rock City“ ein.

Spielten an „Syd“ rum, Nickie slappte den Bass zu Syntoms vom Roland, die wie ein archaischer Kriegerbeat daherkamen. Mit einem Becken, massiv tiefergestimmt, kaaaaaschshh, das dann und wann durch den Song irrlichterte. Rollfeld phrasierte offene Akkorde, schraubte sich in die Harmonien. Ich sang die Zeilen dunkel. Lurchie schlug vor, den Schlusspart mit einem Hammondsound zu unterlegen, „wenn wir hier schon von Acidrock reden“. Ich bat Nickie, er möge einige Sätze wie „Have you heard the moons cry“ und „When will you shine again“ zusätzlich zur Stimme zu flüstern. Rollfeld hatte auch eine schöne Idee: Er brachte von seiner kleinen Schwester eine Panflöte mit, die er ab und zu mal reinperuante. Und die Lurchie dann in bewährter Manier durch das Panorama wandern ließ.

Als wir fertig waren, fragte Rollfeld, wenn auch mehr im Scherz, ob mal einer einen bauen könne? Unser Gitarrist und Songwriter war stolz, zeigte es aber nicht.

Wir probierten auch auf meinen Songs rum, verschiedene Tempi. Melodien, Abläufe. Verabredeten, uns im Sommer wieder zu treffen. „Wir haben sechs Wochen“, sagte Rollfeld.

Im April fuhr ich auf die Hammaburg, deckte mich nachmittags im Karo-Viertel mit Chelsea-Boots ein, ein Paar in Schwarz, eines in Braun. Beide in Wildleder. Ich behielt die braunen gleich an. In einem Secondhandladen entdeckte ich eine kurze hellgraue Jacke aus Trenchcoatstoff, sie war schlicht wie ein Anorak aus den Sixties geschnitten. Behielt sie auch gleich an. Ich streunte noch ein bisschen durchs Viertel, bestaunte die abgewrackten Altbauten, all die vielen kleinen Läden, Doc Morris, Leder, Postpunkfummel. Entdeckte eine kleine Comic-Kunstgalerie in der Turnerstraße, die neben entspannten Leuten auch Snacks und Kaffee vorhielt.

Ging in einen Plattenladen, von dem ich gehört hatte, dass hier die Indie-Creme zu haben war. Als ich eintrat, schlug mir ein schneller Gitarrenlärm entgegen, der Typ hinter dem Tresen in schwarzer Montur, aber mit ungewöhnlich langen Haaren, die eher in die Hippiezeit gepasst hätten. Der Typ musterte mich abschätzig, ich musterte zurück. Hätte ihn gern gefragt, ob er was von Earth, Wind & Fire habe, nur um ihn zu ärgern, seine Vorbehalte zu bestätigen. Stattdessen musterte ich ab.

Top gedressed ging ich abends in die Markthalle, schaute mir The Smiths an. „Hand In Glove“ und „This Charming Man“, Morrisseys große verletzte Stimme und hinten aus seinen 501-Taschen hingen Gladiolen. Johnny Marr, der Gitarrist, trug zum Mopptop einen schwarzen Rolli mit silberner Sixtieskette zu schwarzen Stoffhosen mit strenger Bügelfalte, spielte treibende schrammelnde Akkorde auf einer Reihe von erlesenen Halbakustikgitarren, nur Gibson, Graetsch, Guild.

Das Publikum außer Rand und Band, die Mädels ließen Morrissey nicht aus den Augen, bejubelten jede seiner exaltierten Bewegungen. Anscheinend war auch ein ganzer Fanclub aus Manchester mitgereist, die „Morrissey, Morrissey“-Gesänge verwandelten die schnöde Halle in einen kultischen Fußballtempel.

Am Ausgang sprang mir ein Plakat entgegen, auf dem eine Band namens The Jesus And Mary Chain angekündigt wurde. Geiler Name. Würde ich mir merken. The Dies, The Das.

Der Sommer 1985 kam. Und mit Rollfeld vier neue Songs, die er vorbereitet hatte: „Feature Films (And Prostitutes)“, ein vorlauter, fast aufdringlicher Freier, in dem es jedoch um Starkult ging, um die gefährlich hingebungsvolle Verehrung, die junge Mädchen ihren Idolen entgegen bringen.

„Paint All Tears In Blue“, eine schöne Folkballade knapp am Country vorbei.

„Lullaby“, ein schlafwandlerischer Jazzer, „A pale moon burning your hair, sending dagger, sending mare...“

Und „Waiting For The Prince“, seine Ode an all die einsamen Herzen dieser Welt, ein romantischer Appell, nicht aufzugeben, an der schreienden Stille des Alleinseins nicht zu verzweifeln. Denn irgendwann wird er kommen.

Die erste von sechs Wochen verbrachten wir in der Königstraße, spielten die Songs trocken auf akustischen Gitarren, programmierten simple Beats, übersetzten „Death“ und „Jewel“ auf jeweils sechs und vier Saiten.

In den folgenden Wochen, so wir nicht arbeiten, schlafen, essen, einkaufen, saubermachen oder sonstige Dinge des täglichen Lebens zu erledigen hatten, nahmen wir unsere Songs auf. Technisch würden wir aus der Not eine Tugend machen, in bester Sixtiestraddition auf vier Spuren arbeiten, Instrumente auf den ersten beiden, Stimmen pur auf der dritten. Mögliche weitere Instrumente oder Effekte auf der vierten, dann das Ergebnis wieder auf eine Spur runterkopieren.

Wir gingen unseren Liedern an die Wäsche, zogen sie komplett aus, kleideten sie vorsichtig wieder an, probierten das eine oder andere Schmuckstück. Ich hatte vorgeschlagen, die Idee des minimalistischen Beats von „Syd“ auf alle Songs zu übertragen. Nickie und Rollfeld teilten sich in vielen Fällen die Gitarren, zur Rickenbacker und Jazzmaster gesellten sich jetzt auch akustische Klänge, was im Mix mit dem minimalen elektronischen Drumgerüst sehr reizvoll klang.

„Zuzan“ klappte bereits im ersten Take. Bei „Feature Films“ brauchten wir etwas länger. Ich musste mich erst an den Sound gewöhnen. Hatte ich früher oft die Kopfstimme eingesetzt, so war meiner jetzigen der Lebenswandel der vergangenen Jahre anzuhören, das Rauchen und Trinken, die vielen Nachtschichten. Dieses dunkle Heisere würde wie Hendrix klingen, meinte Rollfeld, und ich nahm es nach anfänglichem Befremden als ehrlich gemeintes Kompliment. Also dunkel und leicht heiser.

Anfang und Ende von „Films“ versah Nickie mit den ersten Sekunden einer Liveaufnahme von den Beatles, das Kreischen der Mädchen, McCartneys „Hey!“ zur Begrüßung, schickte den Ausschnitt zusammen mit Rollfelds Strangefflage in die Echo-kammer.

„Faster“ bekam einen anderen Schlusspart, die Grundharmonie steigerten wir um jeweils einen Tonschritt, Nickie basste drum herum und sang die zweite Stimme. Schneller Gitarrenpop.

„Jewel“ startete mit Gewitter, bevor es in einen getragenen Beat mit schwerer molliger Gitarre übergang, von nach unten ab-

fallenden Handclaps abgefedert – ein Ausnahme-Effekt. Lurchie schliff den Edelstein mit Flötenchor und Strings vom Synthie. Nickie und ich zusammen jeweils im Refrain, im Chorus.

„Burning Castles“ wurde eine elegisch-introvertierte Ballade. Ein schaler Frauenchor vom Synthie gab dem Tune etwas wunderschön Unwirkliches.

„Paint“ zeichneten wir als fröhliche Sommerlandschaft, legten ein Fundament von akustischen Gitarren, und Zeilen wie „In the garden of your soul“ wurden von Rollfelds elektrischem wie eine Pedal Steel-Gitarre klingendem Schmachten erwidert. Bevor er im Schlusspart von leichter Hand ein bluesiges Solo spielte, zärtlich ohne jedweden Effekt, und ich dachte, woher kennt der denn Dickie Betts von den Allman Brothers?

„Lullaby“ wurde ein Midtempo-Schlummersong, wechselte von offenen Jazzharmonien zu verträumtem Moll. Und obwohl es inhaltlich um eine sich anbahnende Trennung ging, zauberte Lurchie eine hübsche kleine Geigenmelodie, die den zweistimmig gesungenen Chorus beantwortete und das Lied beschwingt ausklingen ließ.

„Waiting For The Prince“ forderte mir das meiste ab, die vielen Harmoniewechsel, der gefühlte Wall von Gitarren, den Rollfeld aufschichtete, Nickies fast bundlose Tiefen. „In the arms of the night, the fight against her dreams begins. When there's no one there to caress her...“ – der Song hätte einen Morrissey verdient gehabt. „She's waiting for the prince and she's been waiting ever since she started to feel...“ Ich versuchte einiges, war dennoch nie zufrieden. Bis Nickie auf die rettende Idee kam, ausgewählte Worte mit einem Echo zu versehen, und auf einmal klang es. Bis auf die Brücken beschränkte ich mich auf ein beschwörendes Flüstern. Lurchie bettete Chorus und Schluss in weichen Streichern.

„Death“ behielt seine meditative Note, dank Rollfelds akustischer 12-Saitigen, die er anfangs nur spärlich, dann immer dränger und zum Schluss perkussiv perlend einsetzte, hatte meine Stimme Platz, sich zu entfalten und den Himmel zu küssen.

„Syd“ ließen wir, wie er war, da gab es nichts zu verbessern. „Eggs“ und „Feed“ sparten wir uns für mögliche Liveversionen auf, sie hätten auch nicht in das neue Konzept gepasst. Außerdem schwebten wir am Ende dieses Marathons zwischen an Hysterie grenzender Euphorie und komatöser Erschöpfung. Nichts würde mehr gehen. Ich konnte mich mittlerweile kaum noch an den ersten Tune erinnern, obwohl ich alle so oft gehört, allein den Endmix in vielen Sessions mitgestaltet hatte. Nicht nur bei „Zuzan“, das nach kurzem Auftakt von Anfang an durchstartete, sondern auch bei den übrigen Tracks hatten wir jene Tricks angewandt, die ein Song braucht, um zu zünden: zur Begrüßung einen Spannungsbogen aufbauen, zur Mitte Wiedererkennungsmerkmale schaffen, die den Hörer zum Verweilen animieren, zum Abschied Fahrt aufnehmen. Durch ganz einfache Mittel, indem die Gitarren beispielsweise das Tempo verdoppelten. Oder durch kluge Melodiewechsel. Wenn auch nicht das Rad unbedingt neu erfunden worden war, so hatten wir dennoch in kurzer Zeit zu einem eigenen Stil gefunden.

„Was ist es?“ fragte ich. „Hippie-Elektro“, schlug mein Bruder vor. „Paisley-Disco“, meinte Rollfeld. „A Page From True Love Stories“, sagte ich und wir hatten den Titel, die Hommage an einen meiner Favoriten von Soft Cell, eine Zeile aus ihrem „Facility Girls“-Song. „Fehlt nur noch euer Bandname“, meldete sich Lurchie zu Wort. „Moment“, sagte ich, „du bist Teil des Ganzen.“ „Ja, am Pult und als Gast“, sagte er lächelnd. „Dies ist euer Ding, versteht mich nicht falsch.“ Sahen wir anders, beließen es jedoch zunächst dabei.

Abends lud Lurchies Freundin zum Essen, Benji würde indisch kochen. Unsere erste vernünftige Mahlzeit seit langem, der „Altstadt Grill“ war so gut wie unsere einzige kulinarische Anlaufstation gewesen. Und unser erster Abend ohne Musik, wir brauchten dringend Abstand.

Die ganze Bande lümmelte in der Küche herum, schaute Benji beim Kochen zu, es roch nach exotischen Gewürzen, Wein wurde geöffnet, Bier gereicht. Ich ging ins Musikzimmer. Auf dem Boden lag eine Zeitung im Überformat, Andy Warhols „Wall Paper“. Ich schnappte mir das Papier und ging auf den Balkon. Setzte mich, rauchte eine. Griff mir die Zeitung, schlug sie auf. Mein Blick fiel auf eine große Anzeige. Und blieb dort hängen.

Ich ging zurück ins Gelächter, in die klappernde Betriebsamkeit der Küche. Wartete, bis ich mir der Aufmerksamkeit aller Anwesenden sicher sein konnte, hielt dann die Seite mit der Anzeige hoch.

„Extraordinary Shirts“, las Nickie laut und grinste. „The Extraordinary Shirts“, sagte ich.

Rollfeld nickte.

# Mushrooms

---

„So, fertig“, sagte ich und steckte meinen neuen Schatz in die Jackentasche. Lurchie hatte die beiden Soundtracks, die mir fehlten: „Birdy“ von Peter Gabriel und „Furyo – Merry Christmas, Mr Lawrence“ von Ryuichi Sakamoto. Jetzt waren sie auf Tape gebannt, fein säuberlich beschriftet mit Angabe ihres Erscheinungsjahres, 1985 und 1983. Ich kannte Leute, die, wenn noch Platz auf der jeweiligen Seite war, diesen mit weiteren Titeln auffüllten, Filmmusiken waren in der Regel nicht besonders lang. Doch ich nahm solche Werke stets exklusiv auf, nur bei Samplern verfuhr ich naturgemäß anders; hier bestand die Kunst darin, einen Track zu finden, der, ohne ihn auszublenden, den Rest des Bandes ausfüllte, bevor es leer lief und mit einem lauten Klacken vom Recorder endete.

Beide Filme hatten mich sehr beeindruckt, ihre Geschichte, Bilder und Musik. In „Furyo“ spielt Ryuichi Sakamoto den Kommandanten eines japanischen Gefangenenlagers auf Java während des Zweiten Weltkrieges, durch und durch Soldat, ein Mann von Ehre und strenger militärischer Disziplin. Bis ein gewisser David Bowie in der Rolle eines neuseeländischen Majors ins Lager eingewiesen wird. Der Kommandant verliebt sich in den frischen Gefangenen und leidet und die Demütigungen können beginnen.

Die Musik ist ein Traum. Sakamotos Synthies lassen vor deinem inneren Auge Moskitoschwaden und feucht-dumpfe Hitzewellen in Bambuswäldern entstehen, du kannst die Malaria förmlich aus den Boxen kriechen hören. Wunderschön ist das ergreifende Titelthema „Forbidden Colours“, nicht, wie zu erwarten, von Bowie gesungen, sondern von David Sylvian gerauchzart, dem Ex-Frontmann der britischen Band Japan (!). Eine Ausnahmestimme.

„Birdy“ ist die Geschichte zweier junger Männer, die sich seit Jugendjahren kennen und ihren individuellen Albtraum in Vietnam erleben, schwer verletzt an Leib und Seele. Nicolas Cage in der Rolle eines Versehrten, der nach Rückkehr in die Heimat seinen Freund Birdy im Hospiz betreut. Zuwendung haben beide bitter nötig: Cage ist nur noch ein wandelnder Verband, während sein Freund schon nicht mehr erreichbar ist, denn Birdy liegt im seelischen Koma, ist taubstumm, will nur noch Taube sein.

Gabriel hat diesen düsteren, berührenden Film kongenial vertont, neue Sounds geschrieben, älteres Material früherer Alben ohne Leadvocals für den Film neu produziert. Und damit auch jedem Idiot klar war, dass hier nicht gesungen wird, hatte die scheiß Plattenfirma auf das Plattencover einen fetten runden weißen Sticker kleben lassen, auf dem ein jegliche Ästhetik vernichtendes Wort stand: „Instrumental“. Oben rechts auf das schöne Bild, welches Birdy splitternackt in seiner Zelle auf dem Bettgestell hockend zeigt, wie er in geradezu beängstigend echter Vogelhaltung sehnsüchtig Richtung Fensterviereck blickt, dessen Konturen vom Mondschein in nächtlichem Blau auf die Wand geworfen werden und dort Teile von Birdys Silhouette nachzeichnen.

„Scheiß Plattenfirmen!“, rief ich Lurchie entgegen, der mit einem Tablett aus der Küche kam, darauf eine Teekanne, kleine chinesische Schalen, Ingwerkekse und – Überraschung! – eine frisch gepflückte Spezialität von nordischen Wiesen: Zauberpilze. Psilocybin. Magic Mushrooms. Psilos schmecken immer ein wenig modrig, mit dem einen oder anderen Restsandkörnchen als knusperndes Hallo zur Begrüßung. An sich harmlose Tripdienner, wenn man nicht zu viele von ihnen isst, ein gutes Dutzend davon beschert schon ein hübsches bengalisches Feuerwerk der Sinne, Raum- und Zeitveränderungen garantiert. Manchmal eilt man sich selbst um einige Nanosekunden voraus, Visionen surfen wie flitzende Blitze an der Netzhaut entlang, ein Trip meist ohne Begleiterscheinungen wie Panik, Angst oder Beklemmungen, wenn man, wie gesagt, die Dosierung beachtet. Wir riskierten ein gutes Händchen voll.

Der Abend war unser, Benji verreist, Nickie hinterm Tresen. Wir saßen in bequemen Ledersesseln in der „Aufnahme“, nur das Mischpult wurde von einem kleinen Spot beleuchtet. Ansonsten war der Raum angenehm dunkel und still, ab und zu war ein trockenes Knacken wie von ungelassenen Geistern in der großen alten Wohnung zu vernehmen.

Unten auf der Königstraße rauschte der Verkehr zweiseitig vorbei, nahm Kurs Richtung Innenstadt oder in die Gegenrichtung stadtauswärts. Wo auch immer die Wege hinführen mochten, auf einer Verkehrsinsel gegenüber der Feuerwache stand Stein gewordene Erinnerung an die Teilung Deutschlands, die Skulptur des „Berliner Bären“ – ernst und unbeweglich wie der sprichwörtliche Fels in der Brandung.

395 Kilometer bis Berlin. Rollfeld würde in der Mauerstadt bei Labels wie „Zensor“ The Extraordinary Shirts einfliegen. Ein Plattenvertrag sollte her, wir wollten professionell aufnehmen, alle klanglichen Möglichkeiten ausschöpfen, endlich unsere Talente ausschöpfen und sie leben dürfen. Wir hatten schöne neue Songs für eine schöne neue Welt anzubieten.

„Vielleicht habt ihr ja Glück“, meinte Lurchie gerade, als hätte er meine Gedanken erraten, doch wahrscheinlich antwortete er nur auf meine Bemerkung über Plattenfirmen von vor einigen Minuten. Flitz-Blitz.

„Warum nicht?“, murmelte ich. „Die Songs sind nett“, meinte Lurchie und griff nach den Keksen, nahm sich zwei.

„Du weißt, dieses Wort ist die absolute Beleidigung“, merkte ich auf, „nett ist hier gar nichts.“ „Na ja“, zögerte er, „sie sind halt...“ „Was, Mann? Spucks aus!“, sagte ich, vielleicht einen Hauch zu gereizt. Was sollte das denn jetzt? „Na ja“, fuhr er fort, „die Offiziere waren irgendwie roher, anarchistischer, lauter.“ „Machen wir dir nicht genug Lärm?“, wollte ich wissen. Der Abend hatte gut begonnen, ich wollte nur noch in Frieden high werden und keine Diskussionen über Vergangenheiten führen. „Das ist nicht das Problem, und du weißt es“, sagte Lurchie und goss sich und mir Tee nach. „Ihr zitiert sehr viel“, fuhr er unbeirrt fort, „dadurch klingt ihr so...“ „Wie? Beliebig?“ „Wie Neo-Hippies.“ „Wir lieben nun mal Gitarren...“ „Scheint so. Fehlt nur noch das Mellotron, dann könnt ihr einen auf Stairway To Heaven machen.“ Das ging eindeutig zu weit. „Nichts gegen Zeppelin“, schnaufte ich empört. „Nee. Aber ich vermisse die neue Tanzmusik, oder wie das hieß“, sagte er und schaute mich durch dicke Gläser an, die seine blassen Augen unwirklich vergrößerten. „Die Offiziere waren gestern“, wehrte ich ab und nippte am Tee. „Wie so vieles“, bestätigte Lurchie. Na dann, dachte ich und schloss die Augen.

Fast das ganze Jahr 1978 hindurch hatten wir LKW, Kabel und Pult geteilt, als Roadies von Jetsetter, jener Tanzkapelle, bei der Nickie als jüngstes Mitglied eingestiegen war. Fünf umgängliche ältere Herren um die Mitte 30, bis auf Priester, den Schlagzeuger, der war gerade mal ein Jahr älter als ich. Allesamt Profis und bereits seit Jahren im Geschäft. Zum Kern zählten die beiden Italiener Lilo und Silvio an jeweils Gitarre und Tasten, Hänchen, Leadsänger und ausgewiesener Rod Stewart-Fan, der in seinen besten Momenten tatsächlich so aussah und auch so singen konnte, und ein Typ namens Volker mit Vollbart am Gebläse, der sich auch ums Booking kümmerte und damit fast der wichtigste Mann war.

Lurchie war zuvor Soundmann bei T.S.T.S.E. gewesen, der Progrocktruppe, die Nickie 1976 mitbegründet hatte. Ausgefeilter Gymnasiastentomp, versierte Gitarrenläufe wie vom Heft aus der Musikschule, Orgelalarm, Schlagzeugsoli, Tempiwchsel. Satzgesänge, pure Mathematik. Wie Yes. Wie Genesis. Wie Emerson, Lake & Palmer. Wie Deep Purple, wenn's denn mal rocken sollte. Kaum Mädchen im Publikum. Fast nur staunend bedröhnte Jungs. Guck mal, wie der spielen kann. Und Lurchie verpasste ihnen den perfekten Sound.

Lurchie verpasste jedem den perfekten Sound, er konnte es einfach. Er konnte ihn einbetten. Erhöhen. Schweben lassen. Oder kreiseln, trudeln, wenn er sich ans „Copycat“ begab, einer Echobandschleifenmaschine aus der technischen Frühzeit des Rock. Psycho-Lurch. Kling-Klang-Salamander.

Doch nachdem es T.S.T.S.E. immerhin ins Vorprogramm von Guru Guru geschafft hatte, der Band um Mani Neumeier am Schlagzeug, welcher mit Lämpchen behängt den „Elektro-Lurch“ gab und Nickies Klangmeister zu seinem Spitznamen verhalf, war allmählich Schluss mit Ball Pompös.

Eigentlich war Rock bereits seit Mitte der Siebziger tot. Die Größen aus den späten Sechzigern waren zu Untoten auf Stadionformat verkommen, zu bloßen Widergängern, die nichts mehr zu sagen hatten und nicht lassen konnten wollten durften, als alternde Gespenster umgingen. Bands wie The Who oder Led Zeppelin starben die Trommler weg, sie hörten trotzdem nicht auf, was sie nach „Quadrophenia“ respektive „Physical Graffiti“ definitiv hätten tun sollen. Peter Gabriel verließ nach „The Lamb Lies Down On Broadway“ Genesis auf ihrem Höhepunkt 1975, der Trommler übernahm seinen Platz und führte die Band in den Mainstream-Orkus, degradierte Genesis zur Coverband ihrer selbst. Marc Bolan kam 1977 bei einem Autounfall ums Leben, mit ihm der Glam-Rock und das Märchen vom Rolls Royce, den man fährt, weil er der Stimme gut tut. Pink Floyd hassten sich selbst, das was sie taten und ihre Fans ebenso. Rock war fett geworden wie sein Pate Elvis Presley, und nahm ihn und vor allem die Idee von ihm gleich mit ins Grab, ebenfalls 1977.

Die Welt wandte sich neuen Idolen zu, dem Kuttentrock von AC/DC, der Comic-Show von Kiss, den Operetten von Queen; man feierte sogar einen verschwitzten Fettsack namens Meat Loaf.

Holt die Toten raus.

Nebenbei führte alles, was „Rock“ im Namen trug, also die entsprechende Presselobby und Claqueure von öffentlich-rechtlichen Radiostationen oder Sendungen vom Schlage „Rockpalast“ einen aussichtslosen Krieg gegen ein Genre, das ausgerechnet von einer komplett vergessenen Größe aus den Sechzigern zu ungeheurem Triumph geführt wurde: The Bee Gees. Disco. Wenn man, so wie ich, Frauen nicht nur in dänischen Bildbänden gut fand, war dies der Sound, um sie kennen zu lernen, anzutanzeln, und – was sonst – abzuschleppen. Disco war nichts, was man zuhause hörte. Disco war draußen, gut angezogen und verspiegelt. Disco war die Verheißung von Sex, schicken Drogen und kurzem Rundflug über deine Testosteron-Landschaften. Disco war glücklich, euphorisch und nur für den Moment. Rock war konservativ. Rock versprach die Ehe, doch duldeten keinen Bruch. Disco war die ewige Brautschau.

Leider gab es bei uns draußen auf dem Lande kein New Yorker „Studio 54“, kein „Le Freak, c'est chic“. Die Läden im näheren Umkreis suchten ihren Standortnachteil schon durch Namen wie „Wagenrad“, „Lila Eule“ oder „Kupferkanne“ gar nicht erst zu kaschieren. Also wirbeln zu „Gamma Ray“ von Birth Control, Latzhosen lüften zu „Jammin“ von Bob Marley, anschließend – wirklich und wahrhaftig – Ringelreihenpolonaise zu „American Pie“ von wem auch immer.

Nix für mich. Ich liebte Joni Mitchells wundervolles Doppelalbum „Don Juan's Reckless Daughter“, Spiegelbild meiner innerlichen und äußerlichen Landschaften. Innerlich, weil mich ihre zarte Poesie, ihr Psycho-Country im Zusammenspiel mit den Bässen von Jaco Pastorius zwischen Swing und Donnergrollen verzauberte, das Mädchen in mir weckte. Äußerlich, weil ihre Texturen perfekt zu den Stimmungen und Orten passten, die ich zu jener Zeit frequentierte, und das waren eine Menge. Ich fuhr durch die Gegend und besuchte Leute überall in Schleswig-Holstein, lernte mehr Leute kennen, suchte nach Plätzen, an denen es sich leben ließ. Nach Lebensentwürfen und Menschen, die wie ich eigentlich nichts anderes wollten, als nichts zu tun. Zumindest nicht das, was allgemein erwartet wurde: regulär arbeiten zu gehen. Nix für mich. Ich schrieb mich an der Uni Kiel ein und besorgte mir Jobs, die mich in Ruhe ließen. So arbeitete ich eine ganze Weile als Brotfahrer einer Bäckerei: nachts aufstehen, vormittags Feierabend, ein passender Entwurf, um in der Zwischenzeit müde, aber glücklich meinen Passionen nachgehen zu können.

Ich sang Schlagzeug. Sang Beats nach, denn was man singt, kann man irgendwann auch spielen. Ich sang Average White Band, Earth, Wind & Fire, „Rastaman Vibration“ von Bob Marley, „Rumors“ von Fleetwood Mac, Stevie Nicks' erstes Soloalbum. Singen war immer schon mein Ding gewesen; nun summete ich auf zunächst imaginären Becken und Trommeln. Besorgte mir ein Paar Drumsticks, traktierte Stühle, Tische und die Luft; ich war ein äußerst begabter Luftschlagzeuger, bevor ich mir nach und nach ein echtes Drumset zusammenstellte und mich einige physikalische Widrigkeiten auf den harten Boden der Realität holten, wobei der Luftwiderstand noch das geringste Problem darstellte. Rhythmen zu singen und sie dann tatsächlich zu spielen waren zwei paar Schuhe. Versuch mal, mit den Sticks, für die du auch erstmal ein Gefühl entwickeln musst, sie an der richtigen Stelle anzufassen, auszutarieren lernen musst, zwischen Stahlkante und Fell einer Snare den Ton zu treffen, wenn du so was vorher nur im Kopf geschafft hast.

Flitz-Blitz.

Anfang 78 lernten sich Nickie und Lilo kennen. Lilo kam aus Turin, lebte wie sein Kumpel Silvio schon lange in Deutschland, beide waren mit deutschen Frauen verheiratet. Lilo war der zentrale Anlaufpunkt für seine Jetsetterkollegen. Mit seiner Frau hatte er ein Hinterhaus im Stadtteil Rotenhof zu Wohn- und Probenzwecken hübsch ausgebaut. Lilo war Gitarre und Mitstimme, seine Les Paul spielte er so wie er sprach, ein wenig überdreht, auf eine liebenswerte Art leicht lispelnd klingend.

Die Jetsetter brauchten frisches Bassblut, plus jemanden für Sound, Technik und Transport und möglichst noch einen weiteren Helfer. Mein Bruder schlug Lurchie und mich vor, und so kamen wir ins Spiel.

Um mal einige Dinge klarzustellen: Wenn Rock eine Jeansjacke war und Disco Bügelfalten trug, dann saß Tanzmusik schlecht frisiert mit unechter Perlenkette an der Supermarktkasse.

Zweitens: Tanzmusiker bezeichnen sich nicht als Musiker, sondern als „Mucker“, und die Musik heißt bei ihnen „Mucke“. So, wie Kaffeeersatz nicht Kaffeeersatz heißt, sondern „Muckefuck“ – und die Endung bloß nicht englisch aussprechen, denn es handelt sich um ein altes deutsches Wort, das nichts mit verbalen Entgleisungen anglizistischer Herkunft zu tun hat, geschweige denn mit oben genannter tonaler Dienstleistung am schlechten Geschmack, fuck.

Drittens: Mucker reden nie über das, was sie hauptberuflich tun. Sondern darüber, was sie eigentlich gern tun würden, über eigene „Projekte“ mit eigener Musik, die sie anscheinend permanent am Start haben. Mucker leiden gern unter Minderwertigkeitskomplexen, selbst, wenn sie es neben Orchesterengagements bei James Last geschafft haben, eigene Sachen auf die Beine zu stellen. Bestes Beispiel waren Lucifer's Friend 1970, die mit ihrem gleichnamigen Album ein wahrlich höllisches Rockteil hinlegten, mit der Singleauskoppelung von „Ride The Sky“ sogar einen drallen Hit landeten. In Interviews auf ihre Mitgliedschaft bei James Last und Les Humphries Singers angesprochen, zuckten sie jedoch zusammen und verlangten nach der nächsten Frage. Irgendwie verständlich.

Und so werde ich auch nicht darüber sprechen, wie es sich anfühlt, wenn du deinen leibhaftigen Bruder, der dir noch vor kurzer Zeit auf einem Open-Air-Festival ein hartes Basssolo um die Ohren haute, jetzt auf der Bühne eines Dorfbumses ertragen musst, wie er schmutzige Lieder wie den „Schneewalzer“ anstimmt, „Weil der Schweizer Käse so viel Löcher hat“, „Mendocino“, „Mademoiselle Ninette“, oder – nur wenig besser – „A Walk In The Park“, „Love Is In The Air“, oder – fast schon anspruchsvoller Pop – „Dreadlock Holiday“ von 10cc. Und du steuerst diesen Dreck auch noch, denn dein ist der Platz am Mischpult.

Dein ist die „Eiderlandhalle“ in Pahlen-Pahlhude, Nordfriesland. Alle Gasthöfe, die „Zur Linde“ heißen, der „Lumpenball“ in Neumünster, eine Gala auf einem Kreuzfahrtschiff an den Landungsbrücken deiner Heimatstadt, ein Sonntagsmatinee in einem Hotelneubau in Trittau, dein sind sämtliche Variationen von Schnitzel mit Pommes, Bauernfrühstück mit Gürkchen oder kaltes Büffet inklusive deren Reste.

Dein ist der periodisch wiederkehrende Anblick einiger Dorfdeppen, die sich wegen irgendeiner Petra, Gabi oder Sabine

auf der Tanzfläche auf die Fresse hauen, während die Band gerade „Over In The Gloryland“ in der Version von den Lords spielt, und du musst schnell den Hall von Hänschens Gesangsmikro nehmen, denn der will ein „Hey Leute, wir sind doch zum Feiern hier“ zur Beruhigung der Lage anbringen, während wahlweise der Wirt in Schürze oder die örtliche freiwillige Feuerwehr in voller Feierwehr einschreitet, und du weißt, dass dich die Dörfler nicht besonders mögen, nur weil du erstens nicht von ihrer Koppel kommst und zweitens diverse „Herrengedecke“ abgelehnt hast, weil du „noch arbeiten“ musst, oder – auch nicht viel sympathischer – „noch fahren“.

Denn dein sind die Landstraßen, durch Regen und Wind, durch Sturm und Schnee. Dein sind die Autobahnen, zwei- oder dreispurig, Wege zur „Glocke“ in Bremen, wo deine Band eine Mascara-Puppe begleitet, die „Voulez-vous coucher avec moi“ stöhnt, was du irgendwann bejahst, weil rein in die Mascara-Puppe bedeuten würde, endlich dort rauszukommen.

Dein ist ein Freund, der dir beibringt, wie die verschiedenen Stecker heißen und wo sie rein oder raus müssen, was eine Monitoranlage ist und wo die Boxen auf der Bühne stehen müssen, damit sich die Jungs auf der Bühne hören, was Gaffaband und Overhead-Mikro bedeuten, meist immer guter Laune ist, selbst bei schwierigsten akustischen Raumverhältnissen selten die Contenance verliert, und – besonders wertvoll – dich auf der Rückfahrt von Düsseldorf am Steuer ablöst, weil du ihm gestehst, dass dich seit vielen Kilometern ein weißer, fast durchsichtiger Geister-LKW beunruhigt, der sich parallel auf dem Parkstreifen bewegt und partout nicht verschwinden will.

Flitz-Blitz.

Düsseldorf war der erste Ort, an dem ich Punk begegnete.

Die Band war als Begleitung eines Prominenten gebucht, der als Sprecher eines Werbespots von Ersatzkaffee zu einer gewissen Berühmtheit gelangt war. Außerdem hatte er einen Achtungserfolg mit einem Titel, in dem die Worte „und ganz doll mich“ vorkamen, auch mehr gesprochen als gesungen. Egal, er sprach seine Reime, Jetsetter übernahmen anschließend das Programm. Die honorigen Damen und Herren der Sparkassen-Gala waren begeistert, und wir Roadies hatten nichts zu tun. Denn wir waren mit „kleinem“ Equipment angereist, also nicht die Riesengesangsanlage, keine komplette Keyboardburg und vor allem nicht das ganze aufwändige Mischpultbrimborium; zum Einsatz kam nur ein kleines direkt auf der Bühne, mit dem der Volker dann den Sound steuerte.

Mein Kumpel machte ein Nickerchen im Bus, ich hing an der Bar rum. Hielt mich links außen, am Platz für die Helden der Arbeiterklasse, an Cola schadlos. Mir gegenüber hinterm Tresen ein junger Typ, vielleicht 19, der Gläser spülte, dies schien seine einzige Aufgabe zu sein, jedenfalls tat er die ganze Zeit nichts anderes. Vielleicht war es sein erster Job nach dem Abitur, denn so sah er aus, wie ein Pennäler, frisch von der Schule. Erst hielt ich ihn von der Frisur her für einen Glamrockboy, obwohl, wie gesagt, diese Ära längst vorbei war, aber man konnte ja nie wissen. Doch seine Haare waren einen Touch zu kaktussig für Glam, zu blond, fast schon Platin. Ich ließ meinen Blick nach unten wandern und sah unter der weißen Kellnerjacke edle schwarze Anzughosen ohne Aufschlag, sehr schmal geschnitten, die einen Blick auf weiße Socken freigaben. Und Schuhe, wie er sie trug, hatte ich bis dato noch nie gesehen: Leder, sehr spitz, die eine Hälfte weiß, die andere schwarz. Er merkte wohl, dass ich ihn musterte, denn er sah hoch, was er bisher kaum getan hatte, und wenn, dann hatte er glatt durch mich hindurch gesehen.

„Wo ist denn hier was los?“, fragte ich ohne große Absicht, ich wollte einfach nur eine unverbindliche Konversation unter Arbeitsbienen beginnen. „Für dich nirgends, so, wie du aussiehst“, meinte er abfällig in typisch rheinischem Sing-sang.

Der Volker hatte wiederholt gebettelt, wir mögen uns für Galas doch „mal ordentlich“ anziehen. Normalerweise trugen Lurchie und ich Uniform: derbe schwarze Sicherheitsschuhe, für unseren Job sehr praktisch. Und Jeans satt: Hosen, Hemden, Jacken. Lurchie hatte eine als Sakko, die Taschen stets ausgebeult von Maglites, kleinen schweren Spezialtaschenlampen, oder Schraubenziehern, Steckern und was man so am Mann führen muss, wenn Bühnentechnik anliegt. So auch diesmal. Ich dagegen hatte mich dem Wunsch meines Lieblings-saxophonisten gemäß anständig in Schale geschmissen: petrolfarbene Breitcordjeans, Gürtel mit Löwenkopfschnalle, ein helles Indienhemd und eine kurze Flokatijacke. Zusammen mit verspiegelter Sonnenbrille wirkte das schon sehr allüurig, und ich verstand nicht, was die Tresenkraft daran so uncool fand. Außerdem war ich beleidigt.

„Ey Kleiner, pass auf, ruckzuck ist die Fresse dick“, pisste ich den Spüler an und meinte es genau so. „Schon gut, sorry“, antwortete er ein wenig weniger aggressiv. „Wo kommst du her?“, fragte er nach einer kleinen Pause und wilden Blicken hinter Brillengläsern meinerseits. „Ausm Norden, Mann.“ „Aus Dortmund?“, jetzt beliebte er, zu scherzen.

Na gut, dachte ich, man muss sich nicht unterhalten, irgendwann wird auch dieser Abend vorbei sein, wir würden abbauen, einpacken, abhauen. Wir waren professionelle Dienstleister unserer Lieblingsband und ihrer hoch verehrten

Auftraggeber. Hauptsache, die Kohle stimmte und das tat sie.

„Rattinger Hof“, meinte der Spüler und riss mich aus den Gedanken an wartende, halbvolle Biergläser, die nach Spielende überall auf der Bühne herumstehen würden, und die ich von derselben zu treten gedachte. „Hm?“ hakte ich nach. „Rattinger Hof“, wiederholte er. „Hör zu“, meinte ich und legte all meinen Ekel in den nächsten Satz, „unser Bedarf an Spießertempeln ist gedeckt, verstehst du?“ „Du hast echt keine Ahnung, Mann“, gab er zurück, „im Rattinger Hof spielen die ganzen neuen Bands.“ „Als da wären?“ „Fehlfarben, zum Beispiel.“ „So was wie Grobschnitt, oder was?“ fragte ich unbedacht, erst viel später sollte ich kapieren, welcher Lapsus mir unterlaufen war. Er zuckte beim Namen dieser aus der Frühzeit des politischen Clownrocks stammenden Langhaartruppe nicht einmal zusammen, warf mir nur ein „Gute Nacht“ entgegen, schmiss sein Handtuch zur Seite und verschwand nach hinten. Ich begab mich zum Bus, um Lurchie mit einem feinen Stick zu wecken.

Der Spüler hatte über die Anfänge der deutschen Punkbewegung gesprochen und ich hatte es nicht verstanden, weil mir Punk noch nichts sagte. Mein Gott, Fehlfarben, eine der Bands, die mit anschoßen, aus Düsseldorf stammten. Hätten wir in jenen Tagen ein Radio im LKW gehabt, wären wir unterwegs durch Sender wie BFBS mit Sicherheit Ohrenzeugen des britischen Urknalls geworden, hätten Höhe Artland die Sex Pistols, Clash oder Sham 69 gehört, doch wir hatten keines.

Erst Ende 78 hörte ich einen Teil der deutschen Antwort. Der „Rockpalast“ quatschte was von neu und tektonisch, doch ich was sah, waren semi-langhaarige Rocker, die sich später mal Spliff nennen würden, an den üblichen Geräten, die eine auftakele Mascara-Fregatte begleiteten, welche mit manieriertem Gehabe was von „der kleine Vampir“ quietschte und jedes nur mögliche „R“ in die Länge rollte. Nina Hagen. Neurotisches Gegoller. Augenrollendes Operettenleiden kurz vor Basedow. War das Punk? Das war doch kein Punk, obwohl die halbe Republik davon sprach, von „Gott ist tot“ und „Ich bin nicht deine Fickmaschine“.

In meinen Augen war das schlecht getarnter Progrock. Und darüber hinaus eine nur etwas netter anzuschauende Stimme der Frauenbewegung als meinerwegen Patti Smith, die sich zeitgleich anschickte, so vielen weiblichen Menschen Freude zu bereiten.

Gott sei Dank ging Silvester 1978 die Welt unter. Den Titel eines Nachrichtenmagazins zierte die Woche nach der Schneekatastrophe eine aus einem Helikopter (was sonst?) gemachte Aufnahme aus Richtung Kaltenkirchen (wo sonst?) gen Norden, ein beeindruckendes Foto, wie wir bis hinein nach Dänemark vollständig unter meterhohen weißen Decken begraben lagen und nur noch unter massivem Einsatz militärischer Kräfte gerettet werden konnten. Bergepanzer, Räumgerät, Hubschraubereinsatz.

Und kurz nachdem die weiße Pracht im Februar 79 noch einmal in beinahe gleicher voller Wucht zurückgekehrt war, was wiederum erneut den Einsatz unserer glorreichen Armee erforderte, löste Sänger Hänschen die Jetsetter quasi auf, indem er seinen Ausstieg verkündete. Schluss mit Bauernfrühstück.

Inzwischen war mein Schlagzeugspiel vorangekommen, ich hatte mir von Priester einiges abgeschaut. Und von „Dreadlock Holiday“, 10cc.

Inzwischen – noch bevor mich The Police aus der Leichenstarre meiner späten Jugend erlösten – hatte ich den Wohnort gewechselt, war zu diesem Hells Angel gezogen, wenn auch wider besseren Wissens. Denn mit Rockern sollte man nur dann zusammenziehen, wenn man sich an ihnen rächen will. Sei es auch nur für den schlechten Geschmack, den man selbst mal hatte. Aber das weißt du ja schon alles, nicht wahr, mein Freund? Flitz-Blitz.

Lurchie?

Ich öffnete die Augen und sah – niemanden. Draußen waren Polizeisirenen zu hören, vielleicht war ich von ihnen, tja, wach geworden, keine Ahnung. Ich wusste auch nicht, wie spät es war, denn ich trug keine Uhr.

Das einzige, was ich wusste, war, dass ich dringend zur Toilette musste, meine Blase stand auf Not-OP. Ich stand auf und schüttelte die Pilze ab, so gut es ging, öffnete die Tür zum Flur und machte Licht. Nichts vom Salamander zu hören oder zu sehen, vielleicht schlief er schon? Ich tappte zum WC, machte auch dort Licht und setzte mich hin. Hier gab es eine Tür, die zu Nickies Zimmer führte, und durch diese hörte ich Geräusche seines tiefen Schlafes. Himmel. Es musste mindestens drei Uhr nachts sein. Er hatte mich wohl nicht bemerkt, als er nach Hause gekommen war. Wer weiß, wie lange ich schon allein mit mir und meinen Gespenstern gewesen war?

Ich bekam eine Bärenhunger, ging leise in die Küche, schloss die Tür und plünderte den Kühlschrank, schmierte Käsebröte, aß ein Stückchen Gurke mit Pfeffer und Salz, Tomaten hinterher, trank einen guten Liter Milch dazu. Ich fand eine

Tüte „Treet“; griff sie und kehrte ins Zimmer zurück, sah volle Aschenbecher, nahm sie und leerte und spülte sie in der Küche, trocknete einen und nahm ihn wieder mit.

Vielleicht hatte Lurchie Recht, vielleicht waren wir mit den Shirts zu nett.

Vielleicht sollten wir hingehen und unsere Songs einer harschen Revision unterziehen.

Alles zurück auf Discobeat.

Gitarren zurück auf Lärm.

Bässe zurück auf Tieftonmöbel.

Nicht singen, sprechen.

Und den Labelmanager anflehen, ein Symphonieorchester zu spendieren.

Rache an den Hippies nehmen. An den Rockern. An den Tänzern.

Indem wir ihr Bestes klauen, ihren Glauben an akustische Märchen, ihre Verstärkertürme, ihre Geigenteppiche. Wir sind die Extraordinary Shirts, und wir sind eine Mogelpackung. Wir sind jetzt schon tot. Nach uns kommen nur noch Maschinen.

Mit diesem letzten tröstlichen Gedanken musste ich eingeschlafen sein. Als ich gegen Morgen erwachte, lärmte die Straße, die Müllabfuhr brachte weg, was nicht mehr gebraucht wurde. Menschen fuhren zur Arbeit, zum Amt, zum Bäcker, zum Frühschoppen. Die Fenster waren die ganze Nacht auf Kipp gewesen und es war kalt. Mein Nacken schmerzte. Ich ging an ein Fenster und riss es auf. Die Luft roch nach leicht angebranntem Schinkenspeck, so, wie ein schlanker Herbst duften sollte.

Zeit, sich wieder einzukriegen.

# Kir

---

Freund Johnny erklärte sich bereit, eine weitere Fotosession mit uns zu machen. Wir auf der Treppe des alten Fabrikgebäudes im Hinterhof der Königstraße, anschließend auf dem Balkon oben in der Wohnung. Ein weiteres Setting draußen auf dem Lande, wir vor Wiesen, Knicks und Kühen. Ich zog mein Rüschenhemd aus, drehte es um, sodass vorn hinten war, bat Nickie, mir das Shirt auf dem Rücken zuzuknöpfen – denn bei den Aufnahmen kehrten wir dem Fotografen genau diesen zu und das Hemd mit den Rüschen auf meinem Rücken sah so geil verkehrt aus. Das Outfit, die Körpersprache und die Setauswahl sollten eines unmissverständlich klarstellen: Wir waren keine Blumenkinder. Wir waren Neo-Postpunk. Wir waren die Außergewöhnlichen Hemden des Jahres 1985. Und keine glücklichen Kühe.

Die mit ihren Songs einiges vorhatten. Wir ordneten ihre Reihenfolge für die Produktion unseres Demos: Seite 1 mit „Zuzan“ als Starter, gefolgt von „Feature“, „Faster“, „Paint“, „Waiting“. Seite 2 mit „Syd“, „Death“, „Jewel“, „Castles“ und „Lullaby“ zum Abschluss. Johnny kannte einen HiFi-Ingenieur, der in der Pampa ein Messstudio für Verstärker- und Boxentechnik betrieb. Der Stereofreak maß die Songs neu ein, was aufregend war. So viele Frequenzen, so viele Linien auf den Bildschirmen seiner Messgeräte. Und er stellte so aufregende Fragen wie „Wollt ihr einen amerikanischen oder britischen Sound?“, schien sie tatsächlich ernst zu meinen. So was hatte uns noch nie jemand gefragt. Britisch bitte. Und hier und da amerikanisch.

Johnny gestaltete ein schlichtes schwarzweißes Kassettencover, rein typografisch, klare gerade Lettern: The Extraordinary Shirts – „A Page From True Love Stories“. Wir ließen Label und Cover printen, rund zwei Dutzend Exemplare kopieren. Sie sahen aus und klangen. Unser erstes selbstproduziertes Tape-Album. Glückliche.

Rollfeld hatte einige Kopien mit nach Berlin genommen, klapperte damit ein paar Plattenfirmen ab. Man würde hören und sich melden, hieß es bei den meisten. „Solange ihr nicht aus Moabit kommt...“, meinte man bei „Zensor“, und damit war wohl jener Kleinstadtgeruch gemeint, der uns anhaftete, meinte Rollfeld. Moabit war nun mal nicht SO 36, Kreuzberg, vastehste? Und die Reinholdsburg nicht die Hammaburg, um im Verhältnis zu bleiben. Doch unsere Kleinstadt war mit mehr Glück gesegnet.

Denn wir hatten einige Labels im Norden bestückt, und ein Vertreter von der Hammaburg mit dem schönen Namen Alfred Hilsberg hatte sich gemeldet. Wir kannten ihn aus der „Spex“ und anderem Szene-Gossip. Wir wussten, bei ihm standen Bands wie Abwärts, Die Zimmermänner und Andreas Dorau unter Vertrag, und da sollte doch eine Neo-Beatband wie wir absolut Sinn machen. Hilsberg würde im November wieder eine Woche mit jungen Bands ausrichten, wir könnten dabei sein. Und zwar im „Kir“, am letzten Freitag des Monats. Bingo!

Helle Aufregung in den Städten. Rollfeld versprach, am Mittwoch vor dem Gig zu kommen, den folgenden Donnerstag würden wir nutzen, um unser Programm zu tunen.

Besagten Donnerstag lag Lurchie mit einer fiebrigen Erkältung danieder, würde auch für den Auftritt ausfallen. Schock, dennoch starteten wir ausgeschlafen und bester Dinge früh um zehn Uhr. Hatten wir die Tracks bei den Aufnahmen bis auf den einen oder anderen Effekt oder Doppler roh gelassen, galt es jetzt, Songs und Performance auf drei Mann plus Beatbox zu trimmen. „Klassische Rockformation“, lästerte Rollfeld.

Wir ließen den Ablauf wie auf Tape, feilten noch ein wenig, komplettierten mit Gitarren die Melodien, die sonst Lurchies Part waren, probten Gesänge. Es klang. Nur bei „Syd“ kam mal wieder einer jener berüchtigten Rollfeldschen Ausreiter, als er versuchte, mit seinem Flanger einen speziellen klirrenden Sound hinzubekommenden. Den er auch fand. Aber egal, Rollfeld war höchst unglücklich, war fest der Meinung, es klänge „zum Kotzen“, weil die Batterie in seinem Effektgerät „zu voll“ sei. Damit stand die Probe auf der Kippe, so viel war sicher.

Jetzt hieß es Ruhe bewahren, sensibel vorgehen und nur nichts Falsches sagen, das hatten wir gelernt. Denn bei irgendeiner früheren Session war eine Batterie auch mal „zu voll“ gewesen und wir hatten herzlich darüber gelacht, mussten wir uns daraufhin einen entnervten Vortrag anhören über voll gegen leer, über elektrische Spannung und ihre Auswirkungen auf den Klang, und schließlich war Madame auch noch voll beleidigt gewesen: „Glaubt ihr, ich spinne, oder was? Ich kann auch abhauen.“ Noch einen Lacher mehr und er hätte es glatt getan.

Auch an diesem entscheidenden Probenstag haute Madame wie wild in die Saiten. „Wie beschissen klingt das denn!“, rief Rollfeld wütend, bestürmte das Gerät, trat drauf, packte es fluchend und riss die Batterie mit angeekeltem Ausdruck raus, um sie hektisch gegen eine ältere auszutauschen.

Drin, wieder in die Saiten, klang genau so (gut) wie vorher, doch keine Entwarnung, im Gegenteil: „Scheiße, Jungs, tut mir Leid, könnt ihr vergessen. Das wars für heute.“ Heute jedoch fragte Nickie ganz sanft, ob es vielleicht noch eine

andere Batterie gäbe, die er ausprobieren könne. „Wir haben nur diesen einen Tag“, mahnte der Bassmann. Doch Ritual blieb Ritual.

„Glaub ich nicht, mal sehen.“ Eine weitere Altbatterie, grummelnd: die da ginge gar nicht. Mit Diva-Blicken in unsere Richtung. Batterie einsetzen, aufs Gerät treten, wieder in die Saiten hauen, klang auch nicht hörbar anders als vorher. Doch Diva-Blicke gaben gnädig zu verstehen, dass es weitergehen konnte. Druck ablassen. Und bloß nichts sagen.

Am späten Nachmittag machten wir Schluss. Die Hemden klangen wieder frisch, neu, passgenau – und elektrisch geladen. Die Hemden lagen bereit.

Das „Kir“ zählte zu den Kaderschmieden des Undergrounds, die kleine dunkle Nachkriegsbaracke in der Max-Brauer-Allee im Bezirk Altona-Nord hatte so manche nationale Karriere mit angeschoben. Um die zweihundert Leute passten rein. An der Tür stand handgeschrieben auf einem Plakat: „Heute: Extraordinary Slits“.

Wir wurden vom Clubchef, der komplett in Weiß wie ein Arzt rumlief und auf den schönen Namen Clemens Grün hörte, begrüßt. Er zeigte uns die Bühne, den kleinen Backstage hinter dem Tresen. Klein hieß: ein Raum von gefühlten 1x1 Metern Größe, den wir uns mit einem Stapel Bierkisten teilen sollten. Wir protestierten, sagten Grün außerdem, dass es „Shirts“ und nicht „Slits“ zu heißen hätte, baten um Korrektur. Er lächelte, meinte, Slits sei aber auch nicht schlecht. Hätte auch so in der „Spex“ gestanden. War uns auch aufgefallen, wir hatten es für einen Druckfehler gehalten.

Der Hausmixer namens Dirk kam hinzu, ein leicht blasser, erschöpft, aber angenehm ruhig wirkender Typ. Wir erklärten kurz, wie unserer Sound, unsere Musik so ungefähr klang, und der Mann bat zum Soundcheck. Die ersten Tresenkräfte und andere Helfer trudelten ein, guckten ein bisschen, aber das ganze Team wirkte wie der Techniker: abgeklärt ausgeglichen. Zum Kling Klang von Flaschen, Gläsern und dem Rattern der Eismaschine startete Nickie die Rhythmusbox, „Country Eggs“. Bass und Gitarre setzten ein. „Gitarre pur, bitte!“, sagte der Mixer. Ich blieb vor der Bühne stehen, hörte zu. Ging zu Dirk, erklärte ihm nochmals, wie wir uns den Klang vorstellten, sagte ihm, dass wir sonst viel flächiger wären, zu dritt diverse Sounds zu ersetzen hätten. Er stellte ein paar Regler nach, legte die Bassdrum unter die Bassfrequenzen, sodass sie kaum noch zu hören, dafür umso mehr unter der Gürtellinie zu spüren war. Es klang schon viel voller, wesentlich druckvoller. Ich ging hoch und griff mir das Mikro. Ein paar Worte, ein bisschen Strophe, Nickie kam dazu, zweistimmig. Rollfeld ging runter, hörte, sprach mit dem Techniker. Lauschte, nickte. Bass weg. Erneuter Mikrocheck. Snare. Bassdrum. Panorama, links, rechts. Monitor. Nickie gab mir den Bass, ging runter, Rollfeld war wieder oben. Nickie lauschte, sprach mit dem Techniker. Gestikulierte, alles klar. Kam wieder nach oben, nahm den Bass, ging ans Mikro, sagte: „Mach mal laut!“ Dirk machte laut und es klang – laut. „Denkt daran, es kommen noch Leute.“

Inzwischen war Alfred Hilsberg erschienen. Dick, massig, Guru-mäßig ganz in schwarzer wallender Klamotte, Brillenträger. Schwarze, lockige, leicht fettige Haare. Stand hinten im Saal, hörte zu. Wir stoppten, gingen von der Bühne. Er kam nach vorn, Shakehands, gut angekommen? Wie du siehst. Der Guru lud nach nebenan ins „Luxor“. Die anderen gingen voraus, ich begab mich nochmals in die Kammer, holte eine unserer Kassetten, drückte sie dem Techniker in die Hand. „Tu mir einen Gefallen, hör sie dir an, bevor wir loslegen, okay?“ Er versprach es.

Das „Luxor“ war Treff der Indie-Prominenz. Ein Eckgebäude aus den Fünfzigern mit großen Frontscheiben, unspektakulär von außen, gediegener Underground von innen. Szene-Bedienung, Szene-Publikum. Wir nahmen im hinteren Bereich Platz. Hilsberg nickte leutselig mal in diese, mal in jene Richtung. Man kannte sich. Jemand kam an den Tisch, wollte reden, nannte ihn Alfred, und Alfred hörte kurz zu, nickte, vertröstete auf später. Wandte sich uns zu. Was wir essen wollten? Blick in die Karte. „Kein Grünkohl?“, fragte Nickie. Humortest. Kam nicht an. Wir bestellten Salate, Wasser. Er orderte Rouladen. Ein Gespräch wollte nicht recht aufkommen, er ließ ein paar neue Namen fallen, nannte Bands wie Ledernacken, fand er wohl gut. „Wir sind keine Rockband“, bemerkte Rollfeld kühl. „Außerdem heißen wir The Extraordinary Shirts und nicht Extraordinary Slits“, fügte ich hinzu. „Wir sind keine Mädchenband.“ „Slits klingt aber auch nicht schlecht“, meinte Hilsberg und erntete Schweigen. Dieser Auftritt war einfach zu wichtig für uns. Normalerweise wären wir jetzt aufgestanden und gegangen. Mit Namen spielt man nicht.

Das Essen kam, und der Herr langte mächtig zu. Ich bemerkte, dass er einige Schuppen auf den Schultern hatte. Hilsberg orderte Wodka. Wir lehnten ab. Nach dem Essen wurde Kaffee gereicht, der Guru orderte mehr Wodka. Die Unterhaltung rumpelte dahin. Hilsberg putzte sich die Brille. Griff in die Hosentasche, schob uns drei Hunderter und eine Quittung rüber. Nickie nahm das Geld und unterschrieb. „Es wird Zeit“, meinte er. Blieb sitzen. „Tja“, sagte Nickie und wir brachen auf. Auf dem Plakat vor dem Laden stand „Extraordinary Slits“. „Votzen“, spuckte Nickie. „Dann schlitzen wir sie eben“, sagte ich.

Zumindest die Bierkisten waren aus der Abstellkammer verschwunden. Wir machten uns daran, unsere Klamotten auszupacken, als die Tür aufging und Dirk erschien. „Darf ich?“, fragte er. „Wenn du noch Platz findest.“ Wir winkten ihn

rein. „Hat mir gefallen“, meinte er und hielt die Kassette hoch. „Ich hätte da eine Idee. Ich habe ein ganz neues Yamaha-Effektgerät. Kann man tolle Sachen mit machen, könnte was zaubern.“ „Aber nicht auf unsere Kosten“, wehrte Nickie ab. „Keine Angst, nur ein paar Nuancen hier und da.“ „Wir klingen, wie wir klingen“, sagte Rollfeld. „Vertraut mir“, sagte der Mixer. „Aber nur ein paar Nuancen“, mahnte ich. „Und bitte nur weißes Licht, gedimmt, keine anderen Funzeln.“

Dezentes Licht würde sehr gut mit unserem Outfit harmonieren. Gitarrist und Sänger trugen schwarze schmale Stoffhosen mit scharfer Bügelfalte, schwarze T-Shirts. Rollfeld hatte sich für ein grünes Paisley-Hemd darüber entschieden. Ich hatte die grauen Chelseas gewählt, dazu ein schwarzes weites Langarmshirt, das ich offen über die Hosen fallen ließ. Nickie zog einen schwarzen Cordsamanzug an – und überraschte mit braunen Chelseas in Krokodillederoptik. „Spitze. Wo hast du die Sachen denn her?“, fragte Rollfeld. „Auch ich kann Auto fahren“, meinte Nickie und zwinkerte mir zu. Wir machten uns abwechselnd an dem einzigen kleinen Spiegel, den es an diesem gottverlassenen Örtchen gab, unsere Mopptops. Schauten uns anschließend prüfend an.

„Gut seht ihr aus!“, rief Dirk, der in Begleitung von diffusem Lärm wieder rein gekommen war. „Seid ihr fertig?“

Er ging voraus, leuchtete mit einer Maglite eine Gasse durch die Menge. Der DJ spielte „Happy House“, Siouxsie And The Banshees. Alles Susis, ging mir durch den Kopf, als ich das Publikum sah, Grufties, soweit das Auge reichte. Mir kam ein Mädchen entgegen, ihre langen Haare hatte sie in einem Stück wie eine Säule in den Himmel gesprayed. Und ich dachte, wenn die durch eine Tür gehen will, dann muss sie ganz runter in die Knie.

Die beiden Jungs waren hinter mir, ihre Instrumente umgehängt. Ich fühlte mich gut, jenes erwartungsfreudige Prickeln, das ich seinerzeit im „Café des Nordens“ beim Debüt der Offiziere verspürte, hatte sich auch jetzt wieder eingestellt. Rechtzeitig zur ersten Hemdenkollektion. Der Raum war überhitzt, die Luft verraucht und stickig.

„Kir! The Extraordinary Shirts! No fucking slits around here“, sagte ich ruhig ins Mikro und es klang. Wir starteten mit „Country Eggs“. Ich fühlte die elektronische Bassdrum unter mir klopfen, hörte die Snare klatschen. Nickie zu meiner Linken stand wie ein Fels, ließ die Läufe kreisen, den Korpus schwingen, warf einen Oberton in die Luft, ließ ihn dort einen Augenblick stehen. Rollfeld tat es ihm nach, tupfte nur vereinzelte, streunende Flangefiguren, um anschließend den Tanz beginnen zu lassen, die Menschen mitzunehmen in die Erzählung über gähnende Langeweile, über Energie raubende Ereignislosigkeit einer Kleinstadt.

Weiter mit „Feed“, Paisley-Soul über leidenschaftliches Begehren. Mir wurde heiß. „Films“ über kleine Mädchen und ihre Helden. Ich schnippte locker mit den Fingern, beobachtete das Publikum. Niemand ging. „Zuzan“ über die Liebe im und auf Schnee. Nickie bewegte sich nur zum Singen mit ein, zwei Schritten nach vorn, Rollfeld hatte längst seinen schraubenden Tanz begonnen. Der Mixer schickte einzelne Sounds auf die Reise, modulierte sie mal mehr, mal weniger heftig. Die Bassdrum blieb unten, ich fühlte ihren Herzschlag unter den Bässen pochen, nur die Snare pitschte präsent und aggressiv. Es klang laut.

„Faster“ und mit Lichtgeschwindigkeit hin und her gerissen zwischen komm her, geh weg. Besuch im Garten Eden mit „Paint“, Tempo runter, und Rollfelds Solo im Schlusspart schön weich und akzentuiert, er hatte den Vibrato-Effekt des AC 30 dazu geschaltet. Paisley-Folk. Niemand ging. „Waiting“ mit Gefühl über Einsamkeit und Hoffnung. Mit „Syd“ gingen wir schwimmen, Rollfeld in floydianischen Gefilden, wie eine Flipperkugel hin und her gestoßen von Nickies hartem Slapping, ich blies in die Panflöte. Dirk schickte Töne per Echo Richtung Ausgang.

„Castles“, ich wusste, wir klangen warm, dicht und verwoben. Nein, wir waren nicht gekommen, um zu schlitzen. Wir waren hier, um zu reden, zu berichten. Von einem Edelstein auf dem Grunde des Ozeans, von einer Liebe, die gefunden werden will.

Erzählten in „Lullaby“ von der einen Sekunde, so schmerzhaft unersetzlich wertvoll, dass sie bereits vor ihrem Geschehen unwiederbringlich vergangen sein würde. The second that not was.

„Death Of A Handsome Person“, Rollfeld in Warteposition, vibrierend mit dem Grundakkord, während Nickie den Bass runter stimmte, dann die Beatbox startete und mit dem Thema einstieg.

Schluss nach dem Song.

Doch sie riefen nach mehr, und Rollfeld mit dem Gewittersturm vor „The Jewel And The Sea“. Danach gingen wir von der Bühne. Ich begab mich direkt zu Dirk, der ein Tape hochhielt, der Mann hatte mitgeschnitten. Ich fragte, wie es geklungen hätte. „Abgefahren“, meinte er. „Wo ist denn Kollege Hilsberg?“, rief ich. „Hat sich ein paar Sachen angehört, ist dann abgehauen“, erklärte er mit einem bedauernden Schulterzucken. Ich legte ganz leicht die Hand auf seinen Arm. „Wir

sehen uns wieder“, meinte er und widmete sich seinem Mischpult.

So so, abgefahren, dachte ich auf dem Weg zur Kabine, und dass ich eine Meinung dazu gern mal von Seiten der Veranstalter gehört hätte. Scheiß Hilfszweig. War einfach abgehauen. Und was war mit Grün?

Kurz danach, gerade als wir in der Kabine ein Bier aufrissen, einen Stick anzündeten, ging die Tür auf und Clemens Grün grinste rein, meinte, „Hey, das war...“ – „War doch geil, Mann!“, grölte Rollfeld dazwischen. Reine Nervensache. Und eine dieser seltenen Gelegenheiten im Leben, in denen man die Chance gehabt hätte, doch noch zu lernen, zu erfahren, war dahin. Eine dieser Sekunden im Leben, so schmerzhaft wertvoll, dass sie bereits vor ihrem Geschehen unwiederbringlich vergangen sein würde, war vorüber. Ich wusste es.

Denn Grün hatte bereits die Tür geschlossen und war weg.

„Danke Berlin“, maulte Nickie. „Cool geht anders.“

„Ist doch wahr, Mann.“

Zu voll, dachte ich.

**Du!**  
**Kommst hier!**  
**Nicht raus!**

# Cage

---

Eiskalter Januar 1986. Die Rotation hatte uns erwischt. Pauli und ich hatten das große Los gezogen: die Sonntagnachtschicht, die erste nach Silvester, durchfahren zu müssen. Wenig bis nichts los, bis morgens um sieben. Bis endlich die Ablösung kam.

Nichts los im Nachtclub, vor dem wir mit laufendem Diesel auf Kundschaft warteten, die es nicht geben würde. Der Funk so tot wie die ganze Stadt. Der Tag war bereits so kalt gewesen, dass wir unser Lauftraining auf dem Sportplatzgelände unseres alten Gymnasiums abbrechen mussten, weil uns das Blut in den Adern gefror.

Die Heizung voll aufgedreht hatte Pauli mir eine Aufnahme von NzK vorgespielt, ein kleines Liebeslied von und mit ihm am Bass und zweiter Stimme: „Don't Cry“. Alles andere als kriegerisch, sondern in seiner aufwühlenden Traurigkeit sehr zu Herzen gehend. „Complicated feelings fading, determined through sacred walls of secret ... don't cry“, und „Imitated fears have gone, illuminated heavy song in time floating ... don't cry“ – lyrisch-kryptische Beschreibung einer zu Eis gefrorenen Sehnsucht.

Nickie und ich hatten Tage zuvor einen verhaltenen Ambient-Track eingespielt, an einem dieser lähmenden Winterabende, wo man alles erleben möchte, aber nichts tun kann, außer sich zusammen zu setzen und etwas zu spielen, ein Zufallsprodukt zu kreieren, um nicht an der Isolationshaft dieses leblosen Provinznestes zu verzweifeln. „Birds In A Cage“, nur wenige verlorene Mollakkorde von ihm an der Jazzmaster und einige flehende Synthiebässe von mir. War „Country Eggs“ schon ein Song über die Landflucht, so bedurfte „Birds In A Cage“ keiner weiteren Worte.

Landverschickung, die Höchststrafe. Fast müßig zu erwähnen, dass sich Hilsberg nicht wieder gemeldet hatte. Niederschmetternd.

Nickie hatte einige Radiostationen mit Tapes beschickt, und das NDR-Landesfunkhaus Kiel hatte angefragt, ob wir als Gäste einer nachmittäglichen Popsendung ein Live-Interview geben würden, mit zwei, drei unserer Songs im Programm? Doch die Aussicht auf Teilnahme an einer Melange öden Mainstreams, moderiert von einem dieser öffentlich-rechtlichen Berufsjugendlichen, die keinen Style hatten, keine Einstellung zu dem, was sie tun und deshalb vor keiner Plattitüde zurückschreckten, ließ uns erst zögern und dann absagen.

Kiel. Warum nicht gleich Neumünster?

„59 to 1“, ein Underground-Fanzine aus München, hatte vage signalisiert, dass es gegebenenfalls mal was über uns bringen würde, eventuell mit einem unserer Songs auf der dem Heft aufgespendeten Kassette.

Diese Compilations waren in jenen Kreisen, die wir ansprechen wollten, sehr begehrt und hoch angesehen. München, immerhin. Vielleicht mal was von den Shirts auf „59 to 1“.

Rollfeld hatte in Berlin Aufnahmen mit seiner Elektro-Soulistin und ihrer Band gemacht, war ganz entzückt vom Ergebnis, berichtete, die Frau wolle sich nach London begeben, um dort Kontakte zu knüpfen. Ob das nicht auch eine Idee für uns wäre, persönlich die Rough Trades dieser Welt zu begeistern? Kein schlechter Einfall, denn die hippen deutschen Adressen, die wir mit Tapes beschickt hatten, reagierten nicht. Don't call us, we call you. Don't cry.

Wir beschlossen, zunächst den Bericht der Soulistin abzuwarten, mal sehen, was die Dame aus dem Epizentrum der Popwelt zu erzählen wusste. Denn London war weit.

Und wir gefangen in der Logistik unserer anspruchslosen Jobs; selbst wenn wir nur ein paar Tage die Woche arbeiteten, so waren die Tage doch Nächte, und insbesondere diese dunklen Stunden forderten mir immer mehr Kräfte ab, ich brauchte zusehends länger, mich zu erholen, schon rein physisch. Pro Schicht dreizehn Stunden Autofahren führte zu Rückenschmerzen, die sich nun periodisch wiederkehrend bemerkbar machten, selbst durch Sport kaum noch zu kompensieren.

Und auch psychisch gingen mir die Nächte merklich an die Substanz. Hatte ich früher diesen Tanz von A nach B nach C lediglich als probates, manchmal sogar kurzweiliges Mittel zum Zweck betrachtet, nämlich so viel Geld zu verdienen, um in meiner freien Zeit mein eigenes Ding machen zu können, nämlich Musik, so laugten mich die Nachtschichten seelisch mehr und mehr aus. Zu viele Doofe und Idioten von A nach B nach C fahren. Schlechtes Deutsch wie das vom Wirt des „Freizeittreff“, als irgendeine hilflose dicke weibliche Person total besoffen und blutüberströmt nach einer Prügelei mit ihresgleichen auf dem Gehsteig vor seiner Kneipe lag, sein „Tu sie doch mal einer helfen“, machten mich inzwischen fix

und fertig. Ich konnte nicht mehr weghören, nicht mehr wegschauen.

Meine Freizeit ging nach und nach für Rekonvaleszenz drauf. Ich fühlte, dass ich diesem Lebensstil auf Dauer nicht gewachsen sein würde. Ich ertappte mich dabei, wie ich mit zunehmender Tendenz morgens stinkend nach Schichtende wie ein Toter ins Bett fiel, nur um nachmittags nach Depression riechend wieder aufzuwachen. So sah es aus, mein Leben als Dorf-Bohemien am Nachtschalter einer einst jugendlichen Spätausgabe. Mit einer Uhr im Nacken, die auf einer fünf vor zwölf stand. So und nicht anders.

Mo's zürnende Worte über meinen Werdegang hallten immer dräuender, das enttäuschte Schweigen meines Vaters nagte fast noch schlimmer.

Sie hatten ja Recht, ich verschwendete kostbare Zeit an die Realisierung eines Traumes, der sich wahrscheinlich nie erfüllen würde. Leben in Pop, im Glam? Für immer jung, schöne Frauen, tolle Drogen, geile Klamotten, ganz viel Geld? Nein, ich war kein Popstar, sondern Taxifahrer zur Aushilfe in der Provinz. Momentan noch einiges nach einem hohen Fahrpreis, den wir, die dieses Leben führten, irgendwann zu zahlen hätten. Nach teuer erkauftem Söldnertod auf Kosten körperlicher und geistiger Gesundheit im Mietwagen oder hinter Bierbeflecktem Kneipentresen, nicht wahr, Nickie?

Und die Liebe? Sex schien zu einem Fremdwort mutiert. Meine wenigen lustvollen Körperkontakte beschränkten sich meist auf Quickies mit irgendwelchen Abgelegten aus der Gastronomie oder auf Begegnungen mit späten Mädchen, die sich in diesem Sektor rumtrieben.

Die attraktiven Mädels unseres Jahrgangs hatten in der Mehrzahl das einzig Richtige getan, sich von der Reinholdsburg verabschiedet. Und die, die geblieben waren, interessierten nicht. Entweder in festen Händen oder gar verheiratet hatten sie Korvetten gefunden, die ihnen auf dem langen Weg ins Mittelmaß Geleitschutz gewähren würden. Ab mit euch ins Mittelmeer.

Blieb nur noch, sich nach Schulschluss vors Gymnasium zu stellen und den Abiturientinnen aufzulauern.

Man Human Here. Hier leben Menschen.

Birds In A Cage.

Würden wir auch in ferner Zukunft noch hier sitzen und uns irgendwelche Aufnahmen vorspielen, in der klirrenden Kälte einer Januarnacht, in der Trostlosigkeit unserer Droschkenkäfige? Am Steuer eines Rauchertaxis, mit schütter werdendem Haupthaar und Bauchansatz, für zehn Mark die Stunde, wenn's gut lief? Die Horrorvision schlechthin.

Pauli erwähnte die Option eines Studiums, irgendwo in Süddeutschland. „Du und ich werden dieses Jahr 30“, wehrte ich ab, „dieser Zug ist abgefahren.“

Als würde er diese Worte bestätigen wollen, grinste mir der Mercedes-Stern meines Taxis entgegen, stimmte einen höhnischen Gesang an, nachts um vier vor der kalten Fassade eines unbelebten Nachtclubs, laut und lauter und immer lauter werdend: Du! Kommst hier! Nicht raus!

# Tapes

---

Sie sei 38, meinte sie. Ob ich damit ein Problem hätte? Außerdem wäre sie verheiratet, mit einem Beamten aus der Stadtverwaltung. Das ist schon eher eins, dachte ich.

Mit ihrem Mann hätte sie nicht mehr viel gemeinsam, leben und leben lassen, darauf hätten sie sich geeinigt. Demnächst würde sie mit einer Freundin eine Boutique eröffnen, schöne Sachen aus Seide wollten sie feilbieten. Sie benutzte tatsächlich dieses Wort.

„Wir haben auch schon einen Laden im Auge, gar nicht weit von hier, ein kleines Fachwerkgebäude, auf einem Hinterhof gelegen, mitten in der Stadt.“ Mädels, wir sind hier mitten in der Stadt. „Wo genau jetzt?“ wollte ich wissen. „Die Hausnummer weiß ich nicht, nur die Straße.“ Warum brauchen die immer so lange, wenn die was erklären wollen sollen, ging es mir durch den Kopf. „Ja?“, setzte ich nach. „Wenn du die Hohe Straße raufgehst“, meinte sie und deutete aus dem Fenster vage Richtung Marienkirche, „dann die erste Straße links rein, das zweite Haus wieder links, da führt so ein Durchgang in den Hinterhof, dort ist es.“ Ach du Scheiße, dachte ich, „Mühlenstraße“, sagte ich. „Kann sein“, nickte sie.

Im „Manno“ war wie so oft in letzter Zeit nichts los. Nickie hatte frei, den Typen hinterm Tresen kannte ich nicht. Immerhin bewies er einen okayen Musikgeschmack, ließ eine neue Gitarrenband aus den Staaten namens R. E. M. vom Band laufen – Rapid Eye Movement. Nun, bis zur Tiefschlafphase würde es dauern. Noch saß ich erwartungslos mit dieser Frau am Tresen, die ich soeben kennen gelernt hatte und von der ich nicht so recht wusste, was ich von ihr halten sollte, lauschte ihren Worten, hatte eh nichts Besseres zu tun. Immer noch Januar, immer noch eiskalt in Deutschland. Immer noch allein und chronisch untervögelt.

„Was hörst du denn so?“ fragte ich und musterte sie unauffällig, aber eingehend. Recht groß gewachsene Brillenträgerin, äußerst schlank an der Grenze zur gepflegten Dürre, kurze rote Haare, die mir einen Hauch zu grell gefärbt vorkamen, türkise Ohrringe in Dreieckform, ein schmales Gesicht, das irgendwie entenhaft wirkte, dabei nicht unattraktiv, lange schlanke Finger mit weiß lackierten Nägeln. Die Klamotte, die sie trug, wusste zu irritieren: eine Art Kostüm in merkwürdig orientalischer Stoffanmutung, auf eine altmodische Art vorderasiatisch-barock, mit einem Rock knapp überm Knie endend. Weiße Strumpfhosen (so nahm ich jedenfalls an), weiße Pumps, was mir schon wieder gefiel. Dazu einen langen roten Seidenschal. Komische Zusammenstellung, passte irgendwie nicht zusammen. „Oh, ich liebe die Stones“, antwortete sie. Das passte wiederum, fand ich und musste an Pauli denken, der diese Kapelle hasste wie die Pest, sie als „scheiß alternde Countryband“ bezeichnete. Gleich darauf begann sie, wenig melodisch „Start Me Up“ zu intonieren, guckte dabei ein bisschen irre, und der Typ hinterm Tresen warf mir einen warnenden Blick zu. Gern hätte ich ihm gesagt, hey, das ist nicht meine Frau, ich kenne die gar nicht. Aber er hatte sich schon abgewandt, um das Tape zu tauschen. Diesmal was aus England, Love & Rockets, ein Bauhaus-Ableger. Nickies Tape, vermutete ich.

„Und du so?“ wollte sie wissen. „So was wie das da“, schnaubte ich und deutete Richtung Anlage. „Nicht schlecht“, meinte sie und schien ein wenig mitsummen zu wollen, tat es dann doch nicht, fragte mich stattdessen, ob das, was wir da hörten, Genesis sei. Ach du Scheiße, dachte ich. Allmählich fing sie an, mich wirklich zu langweilen. Ich bedeutete dem Barman, dass ich zahlen wollte. „Wo willst du hin?“, fragte sie. „Nach Hause“, sagte ich. „Noch was vor?“ „Nee, du?“ „Es gibt in dieser Stadt ein paar Leute, die ich schon immer mal kennen lernen wollte“, meinte sie und zeigte mir die Zunge. Sie hob an, ein Taxi zu bestellen, doch ich schüttelte den Kopf. „Ist gleich um die Ecke.“

Am Ausgang musste ich noch ein paar Minuten warten. Sie schien mit dem Keeper zu verhandeln, wenig später kam sie mit einer Flasche Champagner unterm Arm angestöckelt. Noch was vor?, wollte ich fragen, half ihr stattdessen in den Mantel. Sie schnappte sich ihre Handtasche und wir verließen den Laden.

„Ist es weit?“ fragte sie, während ihre Absätze wie Pferdehufe auf Kopfsteinpflaster klackerten. „Kennst du“, antwortete ich. Sie erwiderte nichts.

„Ach nee“, schrillte sie, als wir vor meinem Haus standen. „Ich weiß gar nicht, ob ich mich da freuen soll“, sollte wohl ein Witz sein. Ich auch nicht, Fräulein Merkwürden, dachte ich.

Oben schaute sie sich kurz um. „Bestrafst du dich für irgendwas?“, fragte sie. „Nee, wieso?“, gab ich zurück. „Sieht so mönchisch aus“, erklärte sie. Gibt hier aber keinen, dachte ich. Sie nahm sie auf dem Sofa Platz, öffnete den Mantel ohne ihn auszuziehen, schlug die Beine übereinander. „Ich habe keine passenden Gläser“, sagte ich. „Kein Problem“, meinte sie und schüttelte leicht die Flasche, zielte dabei in meine Richtung, drehte am Korke. Das Teil explodierte, ich wurde ein bisschen nass und sie lachte gemein. Danach setzte sie die Pulle an und nahm einen tüchtigen Schluck. Reichte sie hoch, ich stand immer noch. Starrte auf ihre schlanken Fesseln. „Schöne Schuhe“, sagte ich. „Nicht wahr?“, lächelte sie, zog den Rock hoch und entblößte ein Paar Halterlose.

Unten Krankenschwester, oben Teppichverkäuferin, dachte ich, „nette Brille“, sagte ich. „Komm mal ein bisschen näher“, forderte sie mich auf.

„Mein Mann wartet“, meinte sie hinterher. Sie stand am Waschbecken in der Küche, spülte die Brille ab, drehte sich zu mir. „Da läuft was auf deine Bluse“, sagte ich mit einem leichten Zittern in den Beinen. „Geht wieder raus“, kam die lässige Antwort. „Merkt der sowieso nicht“, fügte sie hinzu. „Mein Make-up ist futsch“, murmelte sie, „immer dasselbe. Hast du irgendwo Tücher?“ Ich musste mir was verkneifen.

„Kannst du mir ein Taxi bestellen?“ Gerne, mein Fräulein. Schöne Heimfahrt, vielleicht hat der Kollege ja scharfe Augen. Ich hätte sie. Habe sie immer gehabt in meinen Nachtschichten.

Doch das sollte es noch nicht gewesen sein. Einen hatte sie noch.

Ich traf Nickie am folgenden Abend vor der „Schauburg“. Wir waren zu „Müllers Büro“ verabredet, einem neuen Film aus Österreich, versprach eine zeitgeistige Adaption der Privatdetektiv-trifft-schöne-Frau-kommt-in-Schwierigkeiten-und-in-ihnen-um-Stoffe zu werden. Und so war es dann auch: ein burleskes New-Wave-Singspiel mit Schmäh und Charme wie in Falcos Songs und vielen schönen Schuhen. Eine Poperette.

„Warum rauchen wir nicht einfach ein Gerät?“, fragte Nickie beim Rausgehen, den besten Satz des Filmes zitierend. „Wie du weißt, im Moment nicht“, antwortete ich. „Immer noch nicht, was ist los?“ „Tut mir nicht gut, lass mal“, bat ich. „Happen essen?“, fragte er. „Schon eher“, sagte ich. Wir gingen rüber in den „Altstadt Grill“. Alle Tische bis auf einen waren besetzt. Der Wirt rollte an, um unsere Bestellungen entgegen zu nehmen. „Fährst du heute gar nicht?“, fragte er mich. „Heute nicht, ich hab Nachtschicht.“ Nickie lachte.

„Wir müssen hier weg“, meinte mein Bruder. „Nun lass uns doch erstmal essen.“ „Du weißt genau, wie ich das meine.“ „Wohin denn, Mann?“ „Nach Hause, Mann!“ „Ich weiß nicht“, zögerte ich, „ich habe hier meine Kreise.“ „Und die wären?“ Ich schwieg.

„Warum machst du nicht wieder Tanzmusik?“, wollte ich ihn nach einer Weile aus der Reserve locken. „Genau“, schoss er zurück, „gute Idee, wir nennen uns Die Falschen Hasen und machen Punkcover.“ So leicht ließ er sich nicht provozieren.

„Vielleicht ergibt sich ja noch was aus unserem Tapeversand“, meinte ich wenig überzeugt. „Vielleicht wollten wir zu viel“, meinte Nickie nachdenklich.

„Wir verschwenden hier Zeit, die wir nicht haben“, mahnte er schließlich. „Und du weißt es.“ Ich bestellte zwei weitere Biere.

Irgendwann gingen wir.

Tage später fand ich einen Brief im Kasten, Fräulein Merkwürden hatte geschrieben. Als Absender war eine Straße in der Parksiedlung angegeben. Nächsten Freitag nach Surendorf, schlug sie vor (schlug sie vor?), ohne Anrede. Kam gleich zur Sache. Ohne Widerrede. Sie hätten dort in Strandnähe ein kleines Ferienhaus, langes Wochenende, montags zurück. Sollte sie nichts von mir hören (immerhin!), käme sie gegen elf. „Ich fahre“, schloss das Schreiben ohne Unterschrift. Ihr Schriftbild war klar, das Ansinnen auch. Ich überlegte ein paar Stunden, merkte, wie ich scharf wurde, rief die Zentrale an und nahm für den Zeitraum frei.

An jenem Freitag klingelte es Punkt elf. Ich war vorbereitet, hatte eine Reisetasche mit Klamotten und Musik startklar. Unten auf der Straße stand ein orangefarbener Volvo-Kombi, dahinter eine bereits längere Schlange von Autos mit Ungehaltenen am Steuer, erstes Gehupe wurde laut. Ich riss die hintere Tür auf, warf die Tasche hinein. Setzte mich nach vorn, sagte hallo. Keine Antwort, sie fuhr aus dem Stand los. Trug einen schwarzen Hosenanzug, teuer. Derbes Schuhwerk, auch teuer. Sie war wirklich sehr dünn.

Wir fuhren durch Sackhausen Richtung Eckernförde – eigentlich ein Umweg, aber ich sagte nichts. Irgendwann wollte ich ein Tape einwerfen, doch sie deutete nur stumm aufs Radio. Öffentlich-rechtlicher Schmutz lief. Dann nicht. Ich schaute aus dem Fenster und sah nur Stille, unter einem Himmel wie stumpfer Stahl schlief das Land einem fernen Frühling entgegen.

An der Küste hielt sie sich rechts und nahm die Landstraße Richtung Gettorf, ein paar Kilometer geradeaus, dann Abzweig rechts, Nebenstrecke Kiel. Trostlose Landschaft, nackte Bäume, schwarze Vögel. Kaum Wind. Kaum Verkehr. Gott sei Dank kein Schnee. Trostlose Tour.

Das Haus war eine kleine Kate, der Strand nur einen Steinwurf entfernt. Sie parkte auf schwarzem Schlamm, verkrustete Reifenspuren überall, als ich ausstieg. Ein klirrender Vorgarten. „Geht das jetzt die ganze Zeit so?“, fragte ich. „Was?“ „So ohne reden.“ „Wozu?“, schnappte sie.

Drinnen hätte es gemütlich sein können, wenn nicht alles brutal weiß gewesen wäre: weißes Leder, weißer niedriger Holztisch, weiße breite Vorhänge, selbst die Bilder an den Wänden wirkten farblos. Ich musste an Rollfeld und seine Metal-OP-Outfits denken, die ich seinerzeit witzig fand, aber dies hier hatte einen merkwürdig unlustigen Bypass. Ich warf meine Ledertasche auf die Sitzecke, der erste Farbtupfer in dieser sterilen Hütte. Bestrafte sich dieses Unpaar für irgendwas?

Sie rannte schweigend hin und her, brachte Lebensmittel, Getränke, Klamotten, was wusste ich. Ich stand nur rum, machte keinerlei Anstalten, ihr zur Hand zu gehen.

Ich schlenderte an ihr vorbei und raus an den Strand. Es war erst früher Nachmittag, doch es dunkelte bereits. Ich fand einen Findling und setzte mich.

Das Wasser lochschwarz, Eisgang hier und da, erfrorene Algenseile auf Kieseln am Ufer. Weiter draußen, wo ich eine Sandbank wähnte, türmten sich schroffe Verwüstungen gefrorener Gischt. Sturmmöwen zogen Kreise, ijackijackjack tönte es über verrückt erstarrtem Spiegel.

Mitte der Siebziger war ich schon einmal hier gewesen, mit einer ganzen Horde hatten wir diesen Strand gestürmt, den ersten offiziellen FKK-Strand in der Gegend. Da lagen wir bäuchlings in Sichtweite anderer Nackter, wie zufällig in der Nähe einiger attraktiver weiblicher Schönheiten und bohrten Löcher in den Sand, lachten erregt und jung und stark. In meinem Kopf damals Neil Youngs „On The Beach“, wie er zu spärlichen Akkorden auf der Elektrischen „Get out of town, we all get out of town...“ sang, wie ein Mantra.

Nichts war mehr so wie einst.

Ich bekam Angst.

Angst vor einem toten Meer.

Angst vor dieser komischen Eisfrau da drinnen.

Ich hatte genug schlechte Filme gesehen, um mir im Hause einen Keller mit gewissen Geräten und kalten Truhen auszumalen. Dort würde sie sich an mir rächen wollen, für ihre freudlose Ehe, ihr freudloses Dasein.

Ich sprang auf und lief hinein. Sie war nirgends zu sehen. Vielleicht war sie schon unten, bereitete ihren Ritualienmarkt vor. In weißem Leder mit Gesichtsmaske, böse Augen, die quälen wollen, erst nur langsam quälen quälen quälen, dann töten töten töten, schlachten tranchieren schächten und irgendwann ein Resteessen aus der Sargtruhe.

Nach Hause, flüsterte Nickie. Noch war es einigermaßen hell. Ich griff mir die Tasche und rannte zur Straße. Rechts ab, ich wusste, es waren einige Kilometer bis zum Abzweig. Aber die würde ich durchhalten, die Angst verschaffte mir Flügel, ich musste bis kurz hinter Aschau durchhalten, bis zum Gasthof „Grüner Jäger“ – auf einmal machte dieser Name in unheimlichem Sinne Sinn. Egal, Hauptsache geöffnet. Dort könnte ich Nickie anrufen, Pauli, meine Zentrale, die Polizei.

Das Bundeskriminalamt.

Die Nato.

Ronald Reagan.

Mütter. Väter. Irgendjemanden würde ich erreichen, ich musste nur durchhalten. Keuch. Durchhalten. Keuch keuch keuch. So viel Sport gemacht, jetzt durchhalten. Ich bin der Marathonmann. I am an Ironman. Keuch hust. Ich bin Emil Zátopek. Ich bin im Schweißfilm. Die scheiß Tasche, sie macht Emil langsam. Schmeiß sie weg. Da, ein Auto. Halt! Halt an! Wieso hält der nicht?

Neben mir hielt eins. Es war orangefarben und ein Volvo. Kombi. Kampflös kriegst du mich nicht, du Teufelin.

Sie stieg aus, im grauen Sportdress. Keine Spur von Leder, keine Maske. Ich war beinahe enttäuscht. „Sei mir nicht böse“, sagte sie. Wie? „Vielleicht ist es besser, ich bringe dich heim.“ Was? „Steig bitte ein.“

Ich saß hinten rechts. Kein Wort fiel. Kein Radio an. Meine Nerven wie Schnappmesser. Sie fuhr wieder Richtung Eckernförde-Stadt, auch diesmal ließ ich sie, die Abkürzung über Holtsee, die ich gut kannte, hatte zu viele Waldflächen, zu wenige Ortschaften, hier war es belebter, hier war mehr Verkehr.

Sie fuhr schnell. Höhe Ortseingang Sackhausen fuhr ich sie an, sie möge mich rauslassen. Sie reagierte nicht. Grüne Welle. Sie war schnell. Höhe Carlshütte sagte sie: „Spinner.“ Höhe Thormannplatz: „Arschloch.“ Noch ein Wort und ich drehe dir den Hals um. Von hinten. Stehst du vielleicht sogar noch drauf. Höhe Untereider sprangen die Ampeln endlich auf Rot.

Schnell raus aus dem Auto.

Ich jagte die Holsteiner Straße hinauf, am kleinen Kiosk vorbei, wo wir als Kinder immer Gruselbilder kauften. Nichts war mehr wie damals.

Menschen schauten mir nach. Danke, schaut, ob es mir gut geht, ich in Sicherheit bin. Gott segne euch.

Am „Manno“ vorbei. Nie, nie wieder würde ich diesen Laden betreten. Ich taumelte rennend die Hohe Straße hinauf. Schaut mir hinterher.

Ich stolperte ins „Come in“, „She’s The Boss“ von Mick Jagger aus der Musikbox. Auch das noch. Egal, Laden voll, Laden laut. Der Tresenmann fragte, ob ich heute nicht fahren würde. Ein Scherz? Gib mir ein Bier. Und Zigaretten. Und dich. Willst du mit mir schlafen? Mich heiraten? Ich mach uns was zu essen. Gott segne dich.

Spät in der Nacht rief ich mein Unternehmen an, der Chef war am Telefon. „Ich dachte, du bist weg“, meinte er, während im Hintergrund der Funk tobte. „Dachte ich auch, Ulli. Wäre ich fast gewesen. Braucht ihr mich?“ „Kannst du morgen?“ „Wie wär’s mir sofort?“, bettelte ich. Er lachte und legte auf.

Tage danach schämte ich mich für meine Paranoia. Arme Frau, was konnte sie denn dafür, dass ich so durchgeknallt war? Vielleicht stand sie einfach nur auf Sex und nicht auf reden.

Ich beschloss, ihr ein Canossa-Tape zu machen. Würde die erste Seite mit „Liebe Beamtinnen und Beamte“ von Holger Hiller starten, danach ein bisschen Iggy, bisschen Bowie, Roxy und so weiter.

Die andere mit „Pornography“ von Cure zum Auftakt, danach wieder leichte Kost, Elektropop und Mädchenlieder.

Ich hielt das Tape in der Hand und beschloss, es leer zu lassen. Auf die Frontpappe malte ich links einen heiteren, rechts einen bedauernden Smiley.

Auf den Rücken schrieb ich An/Aus.

Ich fuhr in die Parksiedlung, fand ihre Hausnummer in der Ernst-Barlach-Straße, stand vor einem Reihnhaus. Hier wohnten Gerechte. Braune massive Haustüren, geflochtene Sonnenräder aus Stroh und anderer Tand, die Namensschilder getöpfert und dunkel glasiert und alles einig artig Kunsthandwerk.

Keine von Kinderhand gemalten Bilder? Mit Strichmännchen unter blauen Himmeln, ihr guten Bürger dieser Stadt?

Ihre Klingel klang laut wie vom Amt. Sie öffnete, sah mich überrascht an und ich wusste, gleich wirft sie die Tür ins Schloss. Ich hielt ihr das Tape hin. Sie schaute drauf, ohne das Gesicht zu verziehen. Las den Rückentext.

„Wie kann etwas aus sein, das nie an war?“, zischte sie und spritzte mir die Tür ins Gesicht.

Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung. Tiefe Dunkelheit draußen, wohlige Wärme von der Gasheizung drinnen, eingekuschelt in Kissen und Decken liegst du friedlich in einen Traum gebettet. Wenn da nur nicht dieses Geballer wäre.

Das Geballer kam aus der Richtung meiner Wohnungstür, etwas schlug unablässig und sehr heftig dagegen. War ein Unglück geschehen? Ein Feuer ausgebrochen? War es das merkwürdige Fräulein von neulich?

Schlaftrunken stolperte ich zur Tür, öffnete. Gleich darauf war ich von Uniformen und Hunden umzingelt, ein Grüner versicherte sich barsch meines Namens und hielt mir einen Zettel unter die Nase: „Verdacht auf Verstoß gegen das Betäubungsmittelgesetz“.

Innerhalb von Sekundenbruchteilen war ich hellwach.

Hausdurchsuchung. Die Uniformierten begannen sofort, alles auf den Kopf zu stellen. Spürhunde schnüffelten, such, Rolf, such. Such was?

Zwei Kommissare gehörten zum Tross und nahmen mich abwechselnd in die Mangel, löcherten mich mit Fragen, ob ich den und den kenne, ob ich wüsste, warum sie hier seien? Dass ich den Spuk sehr schnell würde beenden können, wenn ich kooperierte, freiwillig das Versteck verriete. Welches Versteck? Ich wusste gar nicht, wie mir geschah. Ich war komplett überrumpelt, nur meine hilflose Wut stieg von Minute zu Minute.

„Wer sind Sie?“ wollte ich wissen. Rauschgiftdezernat, Kiel. „Hey! Das ist eine Gitarre! Hände weg!“, schrie ich einen der Uniformierten an. Ein anderer wollte sich am AC 30 zu schaffen machen, ich brüllte: „Und das ist ein Verstärker, du Arschloch! Nimm deine Pfoten da weg!“ Jemand nahm mich in den Polizeigriff, drehte mir schmerzhaft die Arme auf den Rücken. „Was soll das denn!“ rief ich dem Zivilen zu, der gerade meine Tapes durchwühlte, sie mit prüfendem Blick und routinierten Handgriffen checkte. „Sie können sich ja beschweren“, meinte der.

Hausrat lag überall herum, Bücher, Unterlagen, Schränke, Klamotten, Schallplatten, alles wurde gefilzt. Schnell und gründlich, die machten das nicht zum ersten Mal. Der Grüne ließ mich wieder los, nicht, ohne mir anschließend einen warnenden Blick zuzuwerfen.

Sie fanden nichts. Ich hatte seit Wochen weder einen Joint angefasst noch irgendein Zeug rumliegen. Langsam beruhigte ich mich.

„Sie können duschen gehen“, wurde ich aufgefordert. Zwei Bullen mit ihren Hunden und einer der beiden Zivilen rückten ab. Einen Keller, den sie durchsuchen konnten, gab ebenso wenig wie Bodenräume. Das Auto war auf Nickies Namen angemeldet, und an ihn musste ich denken.

Die beiden anderen Schergen und ein Kommissar blieben. Unter Aufsicht Zähne putzen, rasieren, unters Wasser, unter Aufsicht anziehen, Fenster aufreißen, Kaffeemaschine anstellen. Meine Zigaretten hatten sie selbstredend auch unter die Lupe genommen, dran geschnüffelt, ein, zwei aufgebrösel, natürlich nichts gefunden.

Automatenpackung.

Ich zündete mir eine an. Der Kommissar gab sich jetzt ganz lieb, wollte wissen, was ich so mache, jaja, sein Sohn würde sich auch auf Friedhöfen rumtreiben. Hä? Der hielt mich tatsächlich für einen Goten. Wollte mir den einen oder anderen Namen entlocken, Adressen, nannte einige, ich kannte sie alle, schwieg rauchend, grinste ihn kalt an, dachte, fick dich. Machte mir die Haare. blieb die ganze Zeit stehen, breitbeinig. Funkelte die Bullen an, die angriffslustig zurück funkelten. Der Kommissar hatte sich gesetzt, las mir irgendwelche Rechte vor. Die ich unbewegt zur Kenntnis nahm. Ich trank meinen Kaffee, rauchte, schwieg.

Irgendwann musste er zu der Erkenntnis gelangt sein, dass hier nichts zu holen sei. Unter Gepolter ging es nun die Treppe runter, immerhin, auf Handschellen hatten sie verzichtet. Was sollen bloß die Nachbarn denken, dachte ich in einem Anflug schwarzen Humors.

Im Foyer des Polizeireviere war die Hautevolee der Kiffer- und Drogenszene versammelt, gut siebzig Leute, schätzte ich, großes Hallo, Gelächter, kaum einer unter ihnen schien dieses Happening sonderlich ernst zu nehmen. Bis auf ein paar müde bedrückte Gesichter. Ständig wurden neue Leute hereingeführt. In einer konzertierten Aktion hatte man die gesamte Szene ausgehoben. So gut wie jedenfalls.

Ich kannte ein paar Altgediente, die mich mit Namen begrüßten. „Aha“, sagte der Beamte an meiner Seite, kam sich wahrscheinlich unglaublich gerissen vor. „Wie Sie meinen“, antwortete ich. Das Zittern in meinen Händen hatte nachgelassen, der Adrenalinspiegel war aufs normale Maß gesunken. Von Lurchie, Nickie oder Pauli war nichts zu sehen. Doch das musste nichts heißen.

Wir mussten gruppenweise in bewachten Zonen ausharren. Wurden zunächst noch ironische Scherzworte gewechselt, so schlug die Unterhaltung langsam in unsicheres Schweigen um. Eine dünne Wintersonne war aufgegangen, fahles Licht auf dem Linoleum.

Irgendwann wurde ich abgeholt und in ein Vernehmungszimmer geführt. Einer der beiden Kieler übernahm das Verhör, Personalien, nochmals der Sachverhalt, sie hätten uns über Monate observiert. Und dass er mir helfen würde, wenn ich aussagen, Namen nennen würde. Ich käme mit einer Geldstrafe davon. Ich schwieg. Sehnte mich nach einer Zigarette.

Gut, er würde jetzt Beweismittel beibringen. Ließ ein Tonband laufen, und ich hörte diverse meiner Telefonate mit meinem Dope-Lieferanten, einem Gemüsehändler aus dem Nachtjackenviertel. Präzise mit Datum und Uhrzeit. „Orangen“ für Gras, „Äpfel“ für Hasch, „Pampelmusen“ für Koks, die Codes für Bestellungen, die nur zwischen uns verwendet wurden. Alle anderen Besteller hatten ihre eigenen. Die müssen dich wochenlang abgehört haben, dachte ich. Lauschangriff, wie bei der RAF. Und ich wusste nicht, ob ich mich geschmeichelt fühlen oder ob dieser skurrilen Provinzposse in lautes Lachen ausbrechen sollte. Ob ich zugäbe, diesen Mann zu kennen. „Hören Sie doch“, sagte ich. „Ja, und wir wissen, was diese Bestellungen zu bedeuten haben“, antwortete er. „Das ist ja auch nicht so schwer“, meinte ich, „Obst und Vitamine, ich mache viel Sport, brauche das. Und bei ihm bekomme ich alles frisch, da weiß ich, wo es herkommt.“ Das war noch nicht einmal gelogen. Jetzt wurde unwirsch abgewinkt, nun begannen die Drohungen. Es gäbe Zeugen, die mich schwer belasten würden. Ich zuckte nur mit den Schultern. Fick dich.

Er brach ab, erklärte, dass ich zur Urinprobe müsste, die könne ich nicht ablehnen. Und ob ich mit einer Blutprobe einverstanden sei? „Und wenn nicht?“, fragte ich.

„Sie können sich ja...“ „Beschweren, ich weiß“, unterbrach ich mit einem schiefen Lächeln. Ich hatte nichts zu befürchten, sie waren ohne Erfolg in meiner Wohnung gewesen, sie würden auch in meinem Körper nichts finden. Und wenn der Dealer auspacken würde, na und, sollten sie es mir doch beweisen.

Nach der Blutentnahme waren sie „erstmal soweit durch“, wie der „behandelnde“ Arzt meinte. Schön, dachte ich. Doch ein Beamter hatte vor der Tür gewartet und legte mir nun eine Schelle an. „Wohin bringen Sie mich?“, wollte ich wissen. „Verwahrung“, erhielt ich knapp zur Antwort. „Mit welchem Recht?“, fragte ich. „Vierundzwanzig Stunden ohne Anklage.“ „Also auf Verdacht, oder was?“, bellte ich. Er nickte. „Ich will einen Anwalt.“ „Natürlich“, meinte er halblaut.

An einem Tresen im Zellentrakt musste ich alle persönlichen Gegenstände, Geld, Ketten, Schmuck und Gürtel abgeben. Gegen Quittung. Papiere konnten die.

Die Zelle war klein, hellgrün, besaß nur ein winziges Fenster oben in Deckennähe, eine im Boden betonierte Bettfläche, jedoch keine Decken, es roch nach Desinfektionsmitteln. Ich teilte die wenigen Quadratmeter mit zwei jungen Typen, die wie süße kleine Freaks aussahen, so jugendlich glatt noch, so unbedarft und unrasiert. „Keine Namen“, sagte ich. Sie nickten. „Wie alt seid ihr?“, fragte ich. 18, erwiderten sie.

„Ausnüchterungszelle“, befand der eine. Der andere wusste alsbald wilde Gerüchte zu erzählen, fing an, über Leute zu reden. So jung noch. Ich legte die Finger auf die Lippen, deutete auf Wände und Decke, bedeutete ihnen erneut, still zu sein. „Ich möchte Gärtner werden“, meinte jemand, bevor sich eine enervierende Stille ausbreitete, die umso lauter wurde, je höher sich das Schweigen türmte.

Die kommenden Stunden sollten schlimm werden. Sie schlichen dahin, wollten und wollten nicht vergehen. Niemand kam rein, schaute nach uns, kümmerte sich. Irgendwann tat ich es den Usurpatoren gleich und trat aus Leibeskräften gegen die Stahltür. Ein Polizist erschien nach einer Weile, mahnte streng zur Ruhe, sonst würde man uns noch länger festhalten. Aha. Ein Hoffnungsschimmer. Ich sagte, wir hätten Hunger und Durst, außerdem müsste ich mal. Er zögerte zunächst, dann ließ er einen nach dem anderen aufs WC; jeder erhielt nach seiner Rückkehr ein paar belegte Stullen, die am Tresen zu verzehren waren, Wasser wurde gereicht. „Würde gern eine rauchen“, sagte ich und erntete ein Kopfschütteln.

Spätnachmittags kamen wir frei. Ich lief zu Fuß nach Hause. Begegnete Oma Fistmann im Treppenhaus. „Was war bei Ihnen denn los?“, fragte sie. „Nur ´n büschn Beat“, beschwichtigte ich.

Ich räumte auf, machte sauber. Nichts war ernsthaft beschädigt worden. Überlegte, ob ich Nickie anrufen sollte, ließ es

aus guten Gründen aber, ging stattdessen zum Chinamann an der Schiffbrücke. Auf dem Weg dorthin hatte ich das Gefühl, die ganze Stadt wüsste Bescheid. Ich war daran gewöhnt, weniger angeschaut denn angeglotzt zu werden, je nach Outfit. Doch an diesem Tage wurde ich angestarrt, misstrauisch, abfällig, gar feindselig, so schien es mir. Zumindest traf ich niemanden, den ich näher kannte. Zumindest hatte ich frei, brauchte nachts nicht zu fahren. Hätte ich auch nicht gekonnt.

Nach dem Essen ging ich rüber ins „Manno“. Der Laden war schon voll und sollte sich im Laufe des Abends noch bis zur Kapazitätsgrenze füllen, das Ereignis hatte sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen.

Immer mehr Protagonisten des Tages erschienen, das Bier floss in Strömen, Gegröle, Gelächter, endlich mal was los hier, höhö haha und schulterklopf. Was feierten die? Und wen? Hatte ich was verpasst?

Ich saß stumm rum, versuchte zu verstehen.

Sie waren in meine Privatsphäre eingedrungen.

Sie hatten mich meiner Freiheit beraubt.

Sie hatten mich bedroht.

Sie hatten mir einen Tag gestohlen. Und das „Manno“ machte Party.

Nickie und Pauli kamen rein, sahen sich kurz um, wimmelten die Höhö ab, kamen in meine Richtung. Bei ihnen und einigen anderen unseres engsten Kreises waren bisher keine Bullen aufgetaucht. „Komisch“, meinte Pauli. „Ist schon merkwürdig“, ergänzte Nickie.

Der Tresenmann drehte „Polizisten“ von Extrabreit auf. „Witzig“, sagte ich matt. „Und danach bitte alles von Police“, knurrte Pauli. „The Police, bitte“, korrigierte ich. „Versteht hier keiner“, meinte Nickie.

Ich musste noch ein, zwei Scheiben von dieser Band in meiner Sammlung haben, ging mir durch den Kopf. Aus der guten alten Zeit. Vielleicht sollte ich sie entsorgen. Und den ganzen Rest dazu. Einen Container-Dienst anrufen, fragen, habt ihr noch Platz für ein paar Kubikmeter Träume von gestern?

Meine könnt ihr haben.

# Abtanzball

---

Der Apparat hatte die Machtkarte ausgespielt, und sein Trumpf war die Angst gewesen. Ich hatte zum ersten Male in meinem Leben erfahren, wie es sich anfühlt, jeglicher Bewegungsfreiheit beraubt zu werden. Und nichts, aber auch gar nichts dagegen tun zu können.

Nach und nach sickerte durch, dass ein V-Mann eingeschleust worden war. Irgendein Typ, der ursprünglich Anschluss an das subkulturelle Biotop gesucht hatte, dort aber nicht Fuß fassen konnte, aus welchen Gründen auch immer. Ich kannte den Typen nicht. Vielleicht hatte er einfach nur die falsche Frisur, wer weiß?

Rachegefühle sollen ihn bewogen haben, sich bei der Polizei als Informanten anzudienen, hieß es. Womit mögen die ihn geködert haben?

Der Vogel sang und innerhalb weniger Monate lag dem Dezernat ein fast lückenloses Bild über die Kifferszene auf der Reinholdsburg vor, wer sich mit wem wo traf, wer was dealte, wer die Abnehmer waren.

Ein paar kleine Fische hatten nach Luft geschnappt, in den Verhören Käufer und Verkäufer belastet. Und das sollte Konsequenzen haben: teils empfindliche Geldstrafen wurden verhängt, einige kamen mit Bewährung davon, andere, wie mein Gemüsemann, gingen für zwei Jahre ab. Den Spitzel hatte man zwischenzeitlich aus dem Verkehr gezogen, besser für ihn. Doch in der Szene brodelte es, der vormals lockere Zusammenhalt war dahin, einer argwöhnischen Atmosphäre gewichen.

Das Verfahren gegen mich wurde eingestellt. Ich hatte wenig anderes erwartet. Doch wir würden das Geschehen nicht einfach so stehen lassen.

Reaktion: Aktion.

Wir beraumten ein Konzert mit den Shirts im „Komm-I-Tee“ an, ließen Flyer mit einem besonderen Zusatz drucken: „Eintritt: Blumen“.

Meine Idee. Als sarkastischen Abgesang auf diese Stadt hatte ich eine Flagge mit dem Wappen der Reinholdsburg organisiert, die wir vor der Bühne drapieren würden, auf der die Besucher ihren Eintritt ablegen sollten.

Wir würden symbolisch eine Ära zu Grabe tragen. Pauli erklärte sich bereit, die Umsetzung sicherzustellen, niemand käme ohne Blumen hinein.

Rollfeld war am Tage des Konzerts erst sehr spät aus Berlin gekommen und brachte eine alte Fender Jaguar-Gitarre mit. „Die surft“, lächelte er beim Soundcheck. Hoffentlich, dachte ich, denn ihre giftgrüne Lackierung erinnerte mich unangenehm an die Farbgebung jener Zelle, in der sie mir vor nicht allzu langer Zeit einen Tag meines Lebens gestohlen hatten.

Vom Podest in den Raum gegossen lag die Flagge, wir hatten unsere Sträuße bereits drauf gelegt. Sah schon recht staatstragend aus. Im Laufe des Abends wurden es mehr und mehr, ich sah Menschen herein kommen, Blumen in den Händen, ein wenig unschlüssig zunächst, dann auf direktem Wege zur Fahne, die bald ein wahres Blumenmeer schmückte. Ein surreales Bild war das. Postpunk-Flowerpower.

Pauli machte eine harte Tür, die, die keine Blumen hatten, schickte er ohne Ansicht der Personen wieder weg, sie mögen sich etwas einfallen lassen, beschied er ihnen, geht zum Friedhof, geht klauen, oder zum Automaten am Bahnhof.

Ich stand an einer Wand gelehnt, schaute dem Treiben zu, grüßte, nickte. Korg war nicht erschienen, er konnte mit unserem Geschrammel, wie er es nannte, nicht wirklich etwas anfangen, war ihm nicht scheiße genug.

Irgendwann zur Getränkeausgabe, ich bat um einen dreistöckigen Gin Tonic. Ging an meinen Platz zurück, merkte, wie mir der Longdrink in den Kopf schoss. Holte mir noch einen.

Ich beobachtete zwei adrette Jungs auf der Bühne, die zu einem dynamischen Beat interessante Töne erzeugten. Dachte, geile Band. Nippte an meinem Drink.

Nach ein paar Takten ging ich rauf, schnappte mir das Mikro und rief „Is there no way to escape from country eggs!?“ – Auftakt unseres Rhythm & Blues-Abtanzballs. Wir waren hier, um ein letztes Mal zu schlitzen und zu schälen.

Vor der Flagge entdeckte ich ein Mädchen, eine blonde junge Schönheit mit grünen Augen. Sie lächelte, als sie merkte, dass ich sie anschaute. Ich beugte mich runter, gab ihr eine Rose, bat sie, mir einen weiteren Drink zu holen. Mehr nicht. Nicht noch einmal.

Irgendjemand hielt mir einen Joint hoch, ich nahm ihn. Mein erster seit Monaten, der sich mit dem Alkohol, den Songs, den Worten und Tönen zu einem angenehm fiebrigen Feuer verdichtete.

„Punx“ spielten wir als finalen Gag. „Dusch das dusch das“ von der Beatbox, Nickie mit Knatterbass vom Rickenbacker, Rollfeld mit Surf-Anleihen bei Country & Western-Twang-Twang-Gitarren, und bei mir im Text war was von „Die Bullen haben Anx“ zu hören.

Danach ging ich raus und setzte mich auf eine Bank, wählte jene, auf der mich vor Zeiten der Schmerz über die Trennung von Dio überwältigt hatte. Bald würde ein neuer Abschied anstehen.

Nach einer Weile ging ich ein bisschen umher, spazierte den Weg Richtung Paradeplatz entlang, vorbei an dunklen Bäumen. Ich lief über ein Stück Rasen und musste an Frisbee-Spiele in einem Sommer vor langer Zeit denken, als sie und ich dort lachend der Scheibe hinterherhechteten. Vorn an der Straße zum Arsenal stieß ich auf einen Stein, ein Mahnmal mit drei Worten für die Toten beider Weltkriege, „Die dankbare Stadt“.

Nicht unsere Kämpfe.

Wir waren ein freies Kunst- und Philosophiekombinat und machten hier Musik. Freie Offiziere, F.O. für Fuck Off. Damit waren die gemeint, die nicht so waren wie wir. Wir dachten, wir wären viele, doch wir waren nur ein paar. Viele waren die anderen.

Ich bummelte zurück zum Ball, um einen letzten Toast auf die Uniformen dieser Welt auszubringen. Nicht nur auf die der Bürgerwehr, sondern auch auf das A für Anarchie auf den Lederjacken der Punks, auf die bestickten Jeans der Hippies, auf die Entenschuhe der Ökos. Auf Bomberjacken und Patronengürtel, Chelseas und Parkas, Kutten und Chucks, Haarspray und Ballkleid, Negligé und Pantyhose, Bügelfalte, Ringpulli, Samt und Seide.

Schale, aber toll. Nackt sind wir nichts. Nackt wird uns kalt.

Monde später verabschiedeten sich die Brüder von der Reinholdsburg, der dankbaren Stadt Rendsburg. Nickie und ich gingen zurück auf die Hammaburg, die Freie und Hansestadt Hamburg.

Mal was anderes anziehen.

## *Zeix der Zeit*

# Telefon

---

Hummel Hummel!

Moin Moin! Pauli, wie geht's, wie steht's?

Danke, noch steht alles. Was machst du gerade?

Gerade? Im Moment sitze ich gerade an einer Festivalkonzeption, ziemlich aufwändig das Ganze.

Ein Festival?

Jo, im Auftrag unserer Kultursenatorin. Soll nächstes Jahr stattfinden.

In Hamburg?

Exakt. Alsterdorf, City-Nord und Barmbek. Sollen kulturell aufgewertet werden, diese Quartiere, sagt das Briefing. Mal schauen, ich denke da an was in einem dieser 70er-Türme am Mexikoring, dazu vielleicht das „Museum der Arbeit“ oder die „Theaterfabrik“ in Barmbek. Und natürlich der Stadtpark, da, wo wir seinerzeit Iggy Pop gesehen haben, du weißt?

Klar, Mann, Iggy war echt sauer auf uns.

Jo, wir haben nicht genug rumgepunkt für seinen Geschmack.

Tja, die Zeiten ändern sich nun mal.

Und das Publikum auch.

Hab mir seine 77er „The Idiot“ auf CD besorgt.

Toll.

Hast du schon einen Titel?

Gegen wen jetzt?

Fürs Festival, Mann.

Ach so, du meinst einen Namen. „Song Pillow“, Mann.

Schnarch.

Aber schön lyrisch.

Und was soll da passieren? Wandergitarren?

Nee, eher Chill-out und Elektronik. Also die neuen Skandinavier, die Wiener Nummer und ein paar Nasen aus deutschen Landen.

Die Headliner?

Halt dich fest, angefragt sind David Sylvian und Ryuichi Sakamoto.

Hammer!

Nicht wahr?

Machen die noch was zusammen?

Sakamoto hat unlängst auf dem „Sonar“-Festival in Barcelona sein Yellow Magic-Projekt reaktiviert, na ja, und Sylvian

veröffentlicht halt seine Sologeschichten. Wenn's passt, nehmen wir die Kollegen gern im Paket.

Super.

Und bei dir?

Funkzentrale!

Funkzentrale!

Hey!

Hey!

Mann Mann Mann.

Und?

Schichtbetrieb halt. Aber ich komme klar.

Gut, gut. Mal was von den alten Leuten gehört?

Lurchie habe ich neulich getroffen, immer noch der Alte. Na ja, Kinder, Schule, Ehefrauen. Wie es halt so ist.

Ist halt so bei denen.

Dio habe ich auch gesehen, gar nicht lange her.

Ach was.

Sieht immer noch klasse aus.

Das will ich doch schwer hoffen.

Mann, ist das alles lange her.

25 Jahre.

Da gibt es ein paar Hübsche, die noch nicht einmal so alt sind, wie das alles her ist. Hechel. Schmacht. Scharr.

Gurr. Trommel.

Zitter. Tropf.

Können sich der Herr Lustgreis denn an unseren ersten Auftritt erinnern?

Im „Logo“?

Pauli, das war viel später. Außerdem war es nicht das „Logo“, sondern das „Kir“. Gibt es übrigens in dieser Form auch nicht mehr, da steht jetzt so ein neues Familienthema in Häuserblockform. Und Achtung, sitzt du gut? Beim Abriss haben sie eine Fliegerbombe entdeckt, die mussten sie erstmal bergen und entschärfen.

Da hattet ihr ja eine Bombenstimmung, ohne es zu ahnen.

Gäh.

Stimmt, eure Premiere war in diesem wie hieß es noch?

„Café des Nordens“, Husum. Erinnerst du dich an deinen geilen Schrei am Schluss von „Punx“?

Ich mag Schreie.

Ich weiß, darin bist du Chef. Nickie hat einiges aus der Zeit remastern lassen. Deinen Schrei haben wir gesampelt.

Wofür das denn?

Geloopt und ihm ein Monsterecho verpasst, wollen wir als Telefonwarteschleife einsetzen. Mit deinem Einverständnis, natürlich.

Hm. Wird euch Umsatz kosten. Sag mal, fährst du eigentlich nach Berlin?

Denke schon, sobald ich den genauen Termin weiß. Das wird ein schwerer Gang, Pauli.

Welch eine Tragödie.

Unfassbar.

Und dann noch auf solch eine Art und Weise.

Ich bin sehr traurig, mein Paulimann.

Kannst mal sehen, wie schnell so was gehen kann.

(...)

(...)

Pauli?

Sorry.

Machs gut, Bruder.

Bis bald, Bruder.

(Klick.)

(Klick.)

# Kreuzberg

---

Dieser Tag hätte einer im November sein sollen, dunkel, kalt und windig. Wirbelnde Blätter, nach turbulentem Totentanz durch die Lüfte als Trümmer eines Sommers auf dem Boden gelandet, still die Erde bedeckend.

Doch es ist Mitte Juli und eine stechende märkische Sonne brennt mir ein Loch in den Schädel. Ich trage schwarz, dem Anlass entsprechend. In der Kapelle hatte es nur eine stille Andacht gegeben, auf dem Wege zum letzten Rasen erklang eine einsame, schaurige Totenglocke.

Ich beobachte, wie Menschen Blumen, Schleifen und Briefe ablegen. Überlege, was da wohl drinstehen mag. Ich habe einen Beatles-Button dabei, stehe bei seiner kleinen Familie und tue wie sie gar nichts. Aus einer Schubkarre entnimmt ein Bediensteter die erste Schaufel Kreuzberger Sandes. Doch noch immer treten Menschen nach vorn, er wartet.

Einer legt ein Tape hinein. Ich überlege, was da wohl drauf sein mag, stelle mir im Geiste mein eigenes „Ruhe sanft“ zusammen, mit „A Prayer“ von den Beach Boys als Starter, dann „The Sun Ain't Gonna Shine Any More“ von den Walker Brothers, vielleicht „The Fool On The Hill“ von den Beatles im Anschluss, „Every Christian Lion Hearted Man Will Show You“ von den Bee Gees, „Waterloo Sunset“ von den Kinks, all die überirdisch schönen Popsongs meiner Kindheit...

Musik, unsere große Leidenschaft.

In Hamburg hatten wir das Glück, recht schnell einige Gesichter aus dem Kultur-Business kennen zu lernen, Clubmanager, Theatermacher, Verantwortliche in Booking-Agenturen. Wir wechselten von der Musiker- auf die Veranstalterseite, arbeiteten für zwei große Zentren auf dem Kiez. Nick ging ins Management. Ich kümmerte mich um Inhalte, begleitete Künstler, Bands und Events, lernte alles über Programmgestaltung, Marketing und Medienarbeit.

Entdeckte meine Stadt. Frischte frühe Kindheitserinnerungen auf, an das alte jüdische Grindelviertel, Pflanzen und Blumen, Dom, Stadtpark, besuchte Verwandte. Nahm irgendeine U-Bahn, stieg irgendwo aus, um ein Gefühl für die Stadt, ihre Geschichte und Geschichten zu bekommen. Setzte mich ins Café im Fernsehturm, bekam Überblick, verschaffte mir Orientierung.

Erkundigte den Hafen, ging am Falkensteiner Elbufer spazieren, hing an der „Strandperle“ in Övelgönne rum, flirtete nach Herzenslust und weiter unten.

In meinem Kiez bewegte ich mich schon bald wie ein Fisch im Wasser, so, als sei ich schon immer dort gewesen. Die geile Meile. Der Spielbudenplatz mit heruntergekommenen Kuben und Flachdachelend, am Tage lauerten Banden, abends das nicht ungefährliche Vergnügen in verruchten Discos und Abschleppecken. Tag und Nacht Sirenen, Polizeiwagen, Ambulanzen des Hafenkrankehauses.

David Bowie nach seinem Tin Machine-Auftritt die Hand schütteln, und ja, er hatte tatsächlich zwei verschieden farbige Augen und ein einnehmend charmantes Lächeln. Ikone.

Sänger Shane MacGowan von den Pogues, schon vor Auftritt so besoffen, dass wir ihn mit vereinten Kräften unter die Dusche schleifen und ihm eine Ganzkörpererfrischung verpassen mussten, damit er einigermaßen zu sich kam. Und kaum klatschnass auf der Bühne schon die nächste Flasche Whiskey am Hals und trotzdem toll gesungen. Cheers.

Held Marc Almond durch die Prinzenbar nach hinten zum Ausgang Kastanienallee begleiten, und vor ihm kollabierte ein weiblicher Fan, er stieg über sie mit einem tuntig-angewiderten „Oh, no!“, und war danach kein Held mehr für mich.

Sich über einen Soundmann amüsieren, der lauthals nach der Bühnenanweisung für „Remm“ schrie und R.E.M. meinte, und die Ramones hießen bei ihm „Remmens“. Köstlich.

Im August 1988 gingen wir noch einmal zu dritt in ein Studio. Wir nahmen vier neue Songs in vier Tagen auf, völlig ohne Druck.

Nur aus Spaß an der Freude über den SF-Rocker eines amerikanischen Freundes, zwei kleine Balladen von mir und einen Britpopper namens „Big Beat“, der aus Rollfelds heiterer Feder stammte. Wir verzichteten auf Maschinen, gönnten uns nur ein Fingerschnippen hier, Händeklatschen dort. Türmten Gitarren aufeinander. Nannten es Park! People! Electric! – der Claim unseres Traums von gelöster Postpunk-Flowerpower, endlich mal unter professionellen Bedingungen verwirklicht.

Unser letztes Spiel. Denn für uns ging es in Hamburg ab, und er machte seinen Weg in Berlin. Avancierte zu einem renommierten Schreiber und Kritiker in Musik, Kunst und Literatur.

Dennoch blieben wir in Verbindung, telefonierten zu Geburtstagen, sahen uns hin und wieder. Sprachen über den Hightech-Glamour in den Neunzigern, über Rave, Downbeat, Drum & Bass, Deejaying; neue Soundwriter, die viele der herkömmlichen Songwriter ablösten – die meisten guten Rocksongs schienen geschrieben.

Doch nach dem Jahrtausendwechsel flaute der Kontakt ab. Unsere Glückwünsche versandeten auf dem Anrufbeantworter. Wir fragten uns zuweilen, was wohl der Grund sei.

Die Antwort erfuhren wir im letzten Jahr, kurz vor der WM. Wir hatten ihn von einer Ausstellung in den Deichtorhallen abgeholt. Zögernd berichtete er von schwerer Krankheit, von Notoperationen, langen Klinikaufenthalten. Seine schlohweißen Haare zeugten davon, ansonsten sah er so lässig und distinguiert aus wie immer, zeigte sich guter Hoffnung, die Ärzte hätten gesagt, er sei über den Berg.

Doch die bösartige Krankheit schlug in diesem Frühjahr wieder zu, war mutiert, hatte ihn nach mehrwöchiger schwerer Leidenszeit besiegt. Er hätte sehr gelitten, sagte man mir, wollte nicht sterben. Natürlich nicht.

Und jetzt ist es weniger der Schweiß, der mir vom Gesicht rinnt, jetzt sind es Tränen.

Ich nehme Abschied von Rollfeld, von einem Freund und Mitgestalter einer aufregenden Zeit. Voller Dankbarkeit erinnere ich mich seiner, der Menschen und Ereignisse, wir alle noch so jung und ohne Angst vor dem scharfen Dolch, an dem wir uns so manch blutige Lippe holen würden.

Leben mit dem kleinen Tod, den wir sterben, wenn wir Menschen an Menschen verlieren. Doch dies sind nur die kleinen Tode.

Ich wende mich ab und gehe, vorbei an weißen marmornen Engeln.

Ich finde eine Bank und setze mich. Mein Blick fällt auf eine Inschrift, und ich denke, es klingt banal, was dort in Stein gemeißelt steht. Aber es stimmt.

„Tot nur die, die vergessen sind.“

# Fischloop

---

Wir sollen auflegen, in der Galerie unseres alten Punk-Kumpels Raf. Anlass ist die Vernissage eines jungen Hamburger Künstlers namens Schellakk, der unter dem Titel „Neue Welle: Nicht verpassen – Auf dem Strich mit Punk und New Wave“ seine Comicart ausstellen wird.

Korg ist mit von der Partie. Dem Aufhänger der Ausstellung entsprechend sichten und diskutieren wir, was der Fundus an Vinyl hergibt, um die späten Siebziger bis Mitte Achtziger abzudecken. Die Idee: Jeder wird sein eigenes Set mit je 27 Titeln zusammenstellen, weil  $3 \times 27$  plus meiner Startnummer Eins die Zahl 82 ergibt – und 1982 markiert den Start der Freien Offiziere.

Im Zuge unserer Gespräche werden natürlich auch Anekdoten ausgetauscht, und schlagartig leben die Stunden gemeinsamer Neuer deutscher Tanzmusikschule wieder auf. Eine besonders amüsante Story weiß Raf beizusteuern: Tische surfen. Eine Sportart, die er mit Rollfeld in frühen Berliner Zeiten betrieb. Ein Spiel in vier Phasen: Warm up durch möglichst viel Alkohol, Kick, Score, Run. In kurzen Worten geschildert geht es darum, in einer Kneipe möglichst unbeschadet vom eigenen Tisch auf den des Nachbarn springend zu gelangen. Verschiedene taktische Varianten sind möglich, man kann zum Beispiel einzeln springen, während der Mitspieler kompakt steht. Die höchste Trefferquote erzielt jedoch der Doppeldecker: Hand in Hand als Zweierkette rüberspringen. Dass dabei einiges mehr zu Bruch geht, versteht sich von selbst. Es soll auch schon klassische Arschbomben gegeben haben, aber davon ist dringend abzuraten. Denn die Stürmer müssen ihr Überraschungsmoment nutzen, soll heißen: noch während sich die nichts ahnenden Gegenspieler wundern, wieso die beiden Spinner nebenan den Tisch, an dem sie eben noch friedlich saßen, bestiegen haben, nur um sich anschließend mit einem lauten „Und hier!“ abzustoßen, ist nach dem Score äußerste Schnelligkeit beim Rückzug gefragt. Und hier wäre die Arschbombe eher hinderlich, es kann den einen Tick zu lang dauern, bis man wieder auf die Beine kommt.

Denn das Finale hat durchaus Endspielcharakter: beim alles entscheidenden Home Run gilt es, Gläsern, Fäusten und Stiefeln der in Rückstand geratenen gegnerischen Erregungsgemeinschaften oder – weitaus gefährlicher, weil gern mal mit Baseballschlägern bewaffnet – rüden Attacken wütender Wirtsleute zu entgehen.

Als Sonderprämie winkt im Erfolgsfall eine nicht zu zahlende Zeche.

Freie Offiziere also. Es ist das erste Mal seit 1984, dass – etwas pathetisch ausgedrückt – wir Überlebenden wieder gemeinsam agieren, wenn auch nur abwechselnd am Pult.

Als dienstältester Vorturner starte ich mit der unsterblichen Melodie des ZDF-Sportstudios, Max Gregers „Up To Date“.

Und dann kommen >

## Bernhard von Demhers „Magnificent 27”

- 1 — THE CURE: 10:15 SATURDAY NIGHT
- 2 — SEX PISTOLS: EMI
- 3 — THE CLASH: LONDON CALLING
- 4 — THE RAMONES: SURFING BIRD
- 5 — THE JAM: GOING UNDERGROUND
- 6 — THE POLICE: THE BED’S TOO BIG WITHOUT YOU
- 7 — ADAM AND THE ANTZ: CAR TROUBLE
- 8 — XTC: THIS IS POP
- 9 — THE B-52’S: QUICHE LORRAINE
- 10 — DAVID BOWIE: SCARY MONSTERS
- 11 — IGGY POP: CHINA GIRL
- 12 — SIOUXSIE AND THE BANSHEES: HAPPY HOUSE
- 13 — FEHLFARBEN: PAUL IST TOT
- 14 — IDEAL: ERSCHIESSEN
- 15 — DAF: ICH WILL
- 16 — LIAISONS DANGEREUSES: ETRE ASSIS OU DANSER
- 17 — 1. FUTUROLOGISCHER CONGRESS: NUR MIT DIR
- 18 — OMD: BUNKER SOLDIERS
- 19 — HEAVEN 17: (WE DON’T NEED THIS) FASCIST GROOVE THANG
- 20 — BLANCMANGE: FEEL ME
- 21 — SOFT CELL: TORCH
- 22 — SIMPLE MINDS: NEW GOLD DREAM (81, 82, 83, 84)
- 23 — TOM TOM CLUB: WORDY RAPPINGHOOD
- 24 — CABARET VOLTAIRE: 24 – 24
- 25 — THE WATERBOYS: A GIRL CALLED JOHNNY
- 26 — THE SMITHS: BACK TO THE OLD HOUSE
- 27 — RYUICHI SAKAMOTO & DAVID SYLVIAN: FORBIDDEN COLOURS

Aufgewühlt übergebe ich an >

## Nikolas von Demhers „Pershing Disco“

- 1 — BAUHAUS: SHE'S IN PARTIES
- 2 — HOLGER HILLER: JONNY (DU LUMP)
- 3 — GANG OF FOUR: A MAN WITH A GOOD CAR
- 4 — THE B-52'S: TRISM
- 5 — THE CLEANERS FROM VENUS: SUMMER IN A SMALL TOWN
- 6 — THE BLUE NILE: TINSEL TOWN IN THE RAIN
- 7 — PREFAB SPROUT: WHEN LOVE BREAKS DOWN
- 8 — SIOUXSIE AND THE BANSHEES: DESERT KISSES
- 9 — JOY DIVISION: TRANSMISSION
- 10 — OMD: SHE'S LEAVING
- 11 — XTC: LIFE BEGINS AT THE HOP
- 12 — THE CURE: A FOREST
- 13 — SOFT CELL: MEMORABILIA
- 14 — DAF: KEBABTRÄUME
- 15 — FALCO: JEANNY
- 16 — DER PLAN: DA VORNE STEHT NE AMPEL
- 17 — EDE + DIE ZIMMERMÄNNER: SO FROH
- 18 — DIE DANKBARE STADT: DRAUSSEN AUF DER STRASSE
- 19 — 1. FUTUROLOGISCHER CONGRESS: NEUER MORGEN
- 20 — NEONBABIES: BLAUE AUGEN
- 21 — FEHLFARBEN: APOKALYPSE
- 22 — EVERYTHING BUT THE GIRL: BITTER SWEET
- 23 — THE STYLE COUNCIL: GROOVING (YOU'RE THE BEST THING)
- 24 — HUMAN LEAGUE: I AM THE LAW
- 25 — HEAVEN 17: GEISHA BOYS AND TEMPLE GIRLS
- 26 — TALKING HEADS: CITIES
- 27 — DAVID BOWIE: WARSZAWA

Im Endspurt lauschen wir >

## Korgs „Rückblick mit Rollfeld“

- 1 — DAVID BOWIE: HELDEN
- 2 — XTC: DANCE WITH ME, GERMANY
- 3 — JOHN FOXX: UNDERPASS
- 4 — TUBEWAY ARMY: ARE FRIENDS ELECTRIC
- 5 — NO MORE: SUICIDE COMMANDO
- 6 — PERE UBU: THE MODERN DANCE
- 7 — TUXEDOMOON: NO TEARS
- 8 — CABARET VOLTAIRE: NAG NAG NAG
- 9 — GRAUZONE: EISBÄR
- 10 — ABWÄRTS: BEIRUT, HOLIDAY INN
- 11 — EINSTÜRZENDE NEUBAUTEN: YÜ GUNG
- 12 — NEW ORDER: BLUE MONDAY
- 13 — SPARKS: BEAT THE CLOCK
- 14 — KRAFTWERK: BOING BOOM TSCHAK
- 15 — LAURIE ANDERSON: OH SUPERMAN
- 16 — BRIAN ENO & SNATCH: R.A.F.
- 17 — MATERIAL: O.A.O.
- 18 — JAMES WHITE & THE BLACKS: CONTORT YOURSELF
- 19 — THE POP GROUP: WE'RE ALL PROSTITUTES
- 20 — NZK: EXTRABLATT
- 21 — THE FLYING LIZARDS: MANDELAY SONG
- 22 — DAF: ICH UND DIE WIRKLICHKEIT
- 23 — GEILE TIERE: GEILE TIERE
- 24 — HANS-A-PLAST: WAS TUN WENN ES BRENNT
- 25 — YOUNG MARBLE GIANTS: COLOSSAL YOUTH
- 26 — TELEVISION PERSONALITIES: I KNOW WHERE SYD BARRETT LIVES
- 27 — FRANKIE GOES TO HOLLYWOOD: THE POWER OF LOVE

➤ Abtanzball Ende. Anlage aus.

„Abtanzball“, teils frei erfunden, teils so oder so ähnlich passiert.

Eine Pop-Novelle von Bernd Lohse, Hanssensweg 9, 22303 Hamburg

[www.abtanzball.com](http://www.abtanzball.com)

© 2008

Der Autor dankt allen Beteiligten.  
Für so manchen Gedankenaustausch, die Unterstützung und Geduld.

Besonders:

Torsten Laaker, Printdesign  
Eric Tscherne, Webdesign  
Frenzy Suhr, Klangmalerei „LSDay“  
Daniel Malagia, Audiomaster  
Jorge Wittersheim, Begleitung

Bernd Lohse und Frenzy Suhr sind Le Complot Bourgeois.

[www.myspace.com/lecomplotbourgeois](http://www.myspace.com/lecomplotbourgeois)